

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939**

14 (2.4.1939)

# Der Führer

## AMSONNTAG

Samstag, 2. April 1939

Folge 14 / Jahrgang 1939



SEINE GESCHICHTE UND SEINE SCHÖNHEIT — VON CARL LAMM

„Es sind fast immer die unnützlichsten Dinge, die ihre besondere Schönheit haben.“ Wir wollen nicht nachprüfen, an welche unnützlichsten Dinge der Dichter, welcher diese Worte prägte, gedacht haben möchte. Das Ding jedenfalls, dem wir unsere Betrachtung zugrundelegen wollen oder vielmehr all die Dinge, die seiner Entstehung ihr Dasein verdanken, sind heute so nötig, daß wir uns das Leben ohne ihr Dasein gar nicht mehr vorstellen können. Dem Porzellan als Gebrauchsgegenstand — davon sprechen wir zunächst — wohnt durch seine Notwendigkeit nicht viel weniger Schönheit inne, als jenem des reinen Porzellan-Kunstgegenstandes. Einst der Fürsten und anderer reicher Leute Stolz, ist es erst recht heute so sehr wie je der Hausfrau Wunsch und Zierde ihres Haushalts. „Wo sich edles Porzellan befindet“, pflegte ein bekannter Maler zu sagen, „ist auch Kultur“ vorhanden. Insbesondere freilich ist es heute ein Stolz der Technik, man braucht z. B. nur an die riesigen, oft mehr als mannshohen Isolatoren denken, die kaum oder nur sehr schlecht durch ein anderes Material ersetzt werden können.

Das Porzellan hat seinen Namen von porcella, Schweinchen, was in Wirklichkeit der Name für eine Seeschnecke ist, deren Gehäuse ein porzellanartiges Aussehen hat. Wir wissen nicht genau, um welche Zeit das Porzellan in China erfunden worden ist, es sind uns Schalen aus der Sung-Dynastie überliefert (960—1279), deren Maluren farbig gefärbt sind und die eine an Farben und Ornamenten reiche Malerei aufweisen. Ein Jesuit, der 1712 und 1720 über die chinesische Porzellanfabrikation schrieb, berichtet, daß an einem einzigen Stück 70 Leute beschäftigt gewesen seien. Inzwischen wird in chinesischen Quellen schon im siebten Jahrhundert das Porzellan erwähnt. Auch hat man bei Ausgrabungen in Ägypten Porzellanfragmente gefunden, die gemäß aus China stammen. Die wahrscheinlich früheste Kunde vom chinesischen Porzellan hat Marco Polo gegen Ende des 13. Jahrhunderts nach Europa gebracht. Es würde ein Fortschritt sein für sich auszufüllen, nur die mythologischen und kulturgeschichtlichen Quellen zu ergreifen, die allein in der chinesischen Porzellanmalerei auf Schalen, Vasen, Krügen und anderen Behältnissen aufgezeichnet sind.

Doch wollen wir in der Hauptfrage das Porzellan als Kunstwerk zum Gegenstand unserer Betrachtung machen. Ein Deutscher, Johann Friedrich Böttger, war es, der, angeregt durch den damals berühmten Chemiker Ehrenfried Walter Tschirnhaus, im Jahre 1709 das weiße Porzellan für sich erfunden hat. Sein künstlerisches Schöpferium ließ es nicht bei Gebrauchsgegenständen wie Tassen, Tellern und Vasen bewenden, er schuf plastische Figuren, Amoretten, Zwerge und allerlei sonstige Statuetten, die schon kurz nach ihrer Entstehung zu sehr begehrten Sammelobjekten wurden, welche vor allem aber August der Starke, selbst der erste Gründer und Besitzer einer deutschen Porzellan-Manufaktur und zugleich erster Auftraggeber, mit wahrem Eifer sammelte. Sein Traum war es, ein ganzes Schloß mit kostbaren Porzellangegenständen auszustatten, besaß er doch schon vor der Erfindung des deutschen Porzellans eine große Sammlung von chinesischen und japanischen Porzellanen. Sein Traum soll nun durch die Dresdner Kunstsammlungen verwirklicht werden, wo in diesem Frühjahr zunächst die chinesische Abteilung eröffnet wird, denen sich später die Sammlung der japanischen und der Meißener Porzellane anschließen werden, die insgesamt ungefähr 30 000 Stücke umfassen sollen.

Wem sind nicht die in ihrer Feinheit kaum übertrefflichen Porzellanfiguren des Barock und Rokoko aus Schloß und Museen in Erinnerung? Die Stilgebung dieser Epochen war für das Kunsthandwerk so grundlegend, daß sich ihre Formen bis heute als Vorbild behauptet haben. Ja, man kann sagen, daß es kein anderes Kunstgewerbe gibt, das in seinem Zweig so wenig Neues hinsichtlich der Stilgebung hervorgebracht hat wie das Porzellan-Kunsthandwerk. Noch immer gelten die Werke des Meißener Meisters Rändler z. B. dessen Tierplastiken und Figuren z. T. in Lebensgröße gearbeitet sind, und die doch aus den Rindertagen der Porzellanmanufaktur, als Schöpfungen, welche die Blütezeit dieser „harten“ Kunst verkörpern. Freilich sind die Künstler dieses Gewerbes mehr als die anderen den besonders festen Gesetzen des Stoffes unterworfen, so daß es schwer zu sein scheint, ohne restloses Einverständnis in diese Gesetze

Neues zu gestalten, Formen vielleicht, die etwas von der gegenwärtigen Zeit aussagen und so aussagen, daß es auch für die Nachwelt, kraft des Stils und Ausdrucks, noch Gültigkeit hat. Porzellan-Plastiken aus der heutigen Zeit, wie z. B. solche des bekannten Malers und Plastikers Paul Scheerich, die von der Staatl. Porzellan-Manufaktur Berlin und der Meißener Manufaktur ausgeführt worden sind, beweisen das am besten. Sie tragen unverkennbar den Zug des alten Meißener Stils, sind aber von einer Beschwingtheit, die kaum noch zu überbieten ist.

Es gibt fast nichts, was an Formen und Figuren, angefangen von Tier und Pflanze bis zum Menschen, vom alten Porzellan-Blodenspiel bis zum modernen Gong und bis zu architektonischen Nachbildungen noch nicht durch Porzellan dargestellt worden wäre. Das Unwirkliche, das zunächst der harten, kalten Form unlöslich verhaftet scheint, wird durch die Farbe, durch Glasmalereien zu einer Lebendigkeit gehoben, die ungläublich scheint, wenn man sich den komplizierten Herstellungsprozess der Porzellangegenstände vergegenwärtigt. Und doch weiß man nie, was einen mehr entzückt: die leichte und schöne Bewegung der Dancen, Schätzerinnen, Tänzerinnen, Komödianten, Madonnen, ihre anmutigen Formen oder die meistens harmonisch aufeinander abgestimmten farbigen Malereien voller Leuchtkraft und Helligkeit, wie sie nur in Verbindung mit diesem subtilen Material denkbar sind.

Nicht immer hat man die Porzellan-Figuren in Vitrinen oder bestenfalls auf Kommoden oder Zierstühlen aufbewahrt, wo sie kaum beachtet wurden — nein, sie erfüllten auf eine ganz andere Weise ihren Zweck: im achtzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der Erfindung und der Blütezeit des deutschen Porzellans, schmückten sie als ein wesentlicher Bestandteil die festliche Tafel der Fürsten und Edlen. Und nicht einzelne Figuren waren es, die man zwischen gefüllten Vasen und den Gedekten etwa willkürlich aufstellte, nein, ganze Gruppen, sinnvoll verteilt, Gruppen mit inhaltlich zusammenhängenden Darstellungen, waren eine sehenswerte Augenweide der fürstlichen Gastgeber, oft als Ueberraschung für die Gäste gedacht. Man kann sich wohl heute keine Vorstellung mehr davon machen, welche Pracht, welchen Zauber im kleinen solche Tafelaufsätze mit ihren gelanten Szenen, mit ihren Gottheiten, ihren Bacchanten-Zügen, ihren Allegorien, ihren Symboliken, entfalteten. Bis zu hundert und mehr Figuren, Posta-

menten und Miniatur-Architekturen zählte manchmal solch ein einziger Tafelaufsatz. Nicht zu vergessen das Tafelservice selbst mit seinen Frucht- und Konfekttschalen, Dosen, Kannen, Tassen und Tellern, deren Formen noch heute geschätzt sind, und deren Stil sich in der Gegenwart nur durch seine Vereinfachung auf das Zweckmäßigere hin geändert hat. Durch solche Darstellungen hat sich namentlich das Dreigestirn der frühen deutschen Porzellanmanufaktur, Johann Friedrich Böttger (gestorben 1719), Johann Gregor Herold (gestorben 1771) und Johann Joachim Kändler (gestorben 1776) in der Geschichte des Porzellans verewigt.

Unserer Gegenwart erst blieb es vorbehalten, die Entfaltung der Porzellanmanufaktur wieder auf die gleiche Höhe jener Schöpfungen hinaufzuführen, ja, in einer Hinsicht, wenn wir dabei an die monumentale Darstellung denken, sogar zu übertreffen. Es ist die Geburtsstadt des Porzellans, Meissen selber, in deren Kriegergedächtniskirche erst vor Jahren über Lebensgröße Plastiken aus Porzellan (nach Entwürfen von Prof. Paul E. Schröder)



Johann Sebastian Bach (Aufn.: Spitta, Karlsruhe)

ner) aufgestellt worden sind, die aus derselben Staatlichen Porzellanmanufaktur stammen, die von August dem Starke gegründet wurde und deren erster Meister Johann Friedrich Böttger war. Acht Jahre hat die Herstellung der Bildniswerke aus Porzellan gedauert, die wohl die größten und wahrscheinlich auch einmaligen ihrer Art sein dürften. Allein diese Aufgabe des langwierigen Arbeitsganges illustriert den äußerst komplizierten Herstellungsprozess dieses wirklich harten Kunstwerks.

Gegenstände zu der erwähnten Monumental-Porzellan-Plastik zeigen wir den Lesern in untern Bildern. Bei diesen kleinen Figurengruppen liegt der Reiz vor allem im Format und in der geschlossenen Komposition. Es ist die „Kleinsten Volkstheater Porzellanfabrik AG, Rudolstadt-Volkstheater“, welche zwei berühmte Konzerte, das Flötenkonzert Friedrich des Großen in Sanssouci nach dem bekannten Menschlichen Gemälde und das Schubertkonzert in freier Komposition nach verschiedenen Schubert-Darstellungen im Miniaturformat, durch meisterliche Hand gestaltet und herausgebracht hat. Die Malerei dieser Figuren, die durchschnittlich kaum höher als acht Zentimeter sind, ist so leuchtend und hell, in Verbindung mit dem unendlich fein gearbeiteten Porzellan, die verschiedenen Stoffe wie blütenweißes Spitzenriegel, schillernde Seide, den Fein der Haut um. so ähnlich dar, daß man beim Betrachten glaubt, die Persönlichkeiten müßten sich augenblicklich bewegen, oder man müßte sie plötzlich miszieren hören. So bilden diese Miniatur-Porzellangruppen einen kleinen Teil der unerschöpflichen Kunst, die nichts will, als entzücken und jene Unbeschwertheit vermitteln, die außer der heiteren Natur selbst, sonst nur Müßel und Tanz so leicht zu erwecken imstande sind. Freilich stellen diese aus der Gegenwart stammenden Kleinkunstwerke Bilder einer längst vergangenen Zeit dar, doch man vergesse nicht, daß gerade der Stil des Barock und Rokoko das Porzellan wie kaum ein anderes Werkmaterial zur Gestaltung eignet, der dann die Unterglasmalerei den letzten, echten Ausdruck verleiht. Sache der heutigen Porzellanmanufaktur ist es, den Stil der Zeit in ihrem Werkstoff zu finden und zu bilden, wie es schon im Bereich des Monumentalen durch die Schöpfung der erwähnten überlebensgroßen Figuren in der Kriegergedächtniskirche zu Meissen geschehen ist.



Konzert mit Schubert

Bild oben links: Das Flötenkonzert von Sanssouci

Babische Erzähler: Friedrich Roth, Karlsruhe

# Beltfame Voraussicht

In seinem neuen Bühnenwerk „Aufstand in Sibirien“, das am 6. April im Badischen Staatstheater zur Uraufführung kommt, greift der Gaukulturreisende 1937, Friedrich Roth, auf einen Stoff aus dem Weltkrieg zurück. Das Geschehen des Schauspiels führt uns in ein russisches Kriegsgefangenenlager in Sibirien, in dem deutsche Kriegsgefangene unter der heldenhaften Führung eines Hauptmanns noch als Gefangene ihrem Vaterland einen Dienst zu erweisen versuchen.

Als der Krieg ausbrach verließ er den Ort seiner Anstellung und reiste nach Hause, um von seinen Eltern und Geschwistern Abschied zu nehmen; denn er wollte sich freiwillig melden. Lieber dem Städtchen und dem Lande seiner Heimat lag der rauschende Sommer, der sonst mit keinem gleichem Maße die Gassen füllte und die Wege über die Felder zum Waße hin in festlicher Einmütigkeit erhellte. Es muß gegagt werden, daß Fritz Stadelmann ein vollkommener Sohn dieser Landschaft war, blond, großgewachsen, fernsehend und hatte ein tiefgründiges blaues Auge, um das es freilich manchmal wie eine Mandoline und fernsicht spielte. Sein Wesen konnte verhalten sein, schweigsam und träumend, aber sprudelnd und voll Zerknirschung, wenn es darauf ankam. Und nun kam es darauf an. Nun war der Tag gekommen, wo man sich einfinden konnte, wo man zur Wirklichkeit werden lassen wollte, was von den Vorführern her im Mute wartete, was man sich im Geiste ersieht, gemacht und geleitet von tapferen Männern, heimlich entzündet vom glühenden Feuer deutscher Dichtung.

Als Stadelmann seiner alten Mutter die Hand reichte zum Abschied und der guten Frau in Sibirien und Weg eine Träne über die Wangen lief, da warf er den Kopf, um nicht weh zu werden, und es war, als hätte für einen Augenblick über seiner herrlichen Jünglingsstirne eine weiße leuchtende Flamme. Mit einem Scherz flümmerte er davon; er wollte, bis die Weis im Stalle ihr Junges habe, wieder daheim sein.

Aber ein Mädchen war im Städtchen, das weinte stille für sich hin, als es von seinem Fortzuge hörte.

Fritz hatte es leicht dem Kommiss, und die Ausübung war bald vorüber. Als man erst einmal eingeleitet und im Felde war, und bald auch die erste Patrouille mit Erfolg hinter sich hatte, war man gleichgültig mit den Alten, ja, es ging nicht lange, da war man vor ihnen ausgeglichen. Am 9. Mai 1915, als die Senegalener über jenen Berg bei Venz hinwegzogen und die deutsche Front Gefahr lief, dort, wo bereits die halben Regimenter hinführten, durchzubrechen, lag der junge Lehrer hinter dem Maschinengewehr, um sich die roten Kameraden, vor sich die Wellen der schwarzen Vernichtung. Und selbst damals wie oft später, als er fast im Krampfe die Führungshebel des Gewehres hin und her schob und hart auf den Abzugsbügel drückte, die todbringenden Geschossharben in die Reichen und Leiber der tierisch Anstürmenden sandte — Kämme und Korn, Kämme und Korn! — da hatte er neben sich plötzlich die lichte Erscheinung eines Mädchens.

Die Frühlingstage und Vorworte wurden für das badische Korps zum blutigen, aber schmerzlichen Abwehrkampf. Die erste, großangelegte Offensive der Feindmacht aus dem Stellungskriege heraus war trotz unheimlichen Einsatzes an Material und Menschen zusammengebrochen an dem heißen Widerstandswillen der Jugend vom Oberhein.

Im jenem ersten Kampftage aber — es war ein von dem azurnen Blau des Himmels überspannter Sonntag — stand auf dem Berge, der sich hinter dem Seimadstücken uneres Freundes erhebt, ein Mädchen allein und schaute weit über Ebene und Höhenstromband hinweg gegen Westen. War sie es, deren freundliche Gestalt dem Krieger da drüben im heißen Abwehrkampf erschien? Als die Seele der Heimat?

Und wer war dies Mädchen? Sein Vater war der Fotograf des Städtchens und auch im Felde. Es mag wohl an die neunzehn Jahre alt gewesen sein. Und war so bescheiden in seiner traulichen Schönheit. Und sein Sinnem ging nach fernem und schönen Dingen. Und so wußte es Elisabeth, dieser Fritz Stadelmann hatte das im Wesen, was ihr so liebendst ersehnt, und der erzieht mit seiner hellen Stirne die Begriffe, die ihr so heilig fremd und wunderbar waren, lebt da er ferne weite und als ein Mann kämpfte für das Vaterland, jetzt noch viel mehr.

Sie hatte ihn nur einmal gesprochen. Das war bei jenem Felde auf dem Eisweiser des Städtchens, als die gelben Dragoonen mit ihrer Muffe da waren und als Kampions in bunten Farben die Nacht erleuchteten. Und so kalt es in jener Nacht war, so heiß und unaussprechlich hatte sich sein Bild in ihre Seele geprägt. Sie wird nie von ihm lassen, sie wird ihn nie vergessen können.

Man hört, die Soldaten von draußen sollten einmal in Urlaub kommen. Wäre das möglich? Der Fritz ist nun Leutnant geworden. Was für ein schmaler Leutnant muß das sein. Das Mädchen ist hoch auf ihn, und gar keine Mutter! Wie richtet man das ein, öfters einmal zu dieser Frau zu kommen und Näheres von ihr zu hören oder auch nur mit ihr zu sprechen? Die Liebe überträgt sich ja gerne auf alles, Menschen und Gegenstände, die dem geliebten Wesen nahe stehen. Und ist sie nicht auch erkundigt? Dazu gibt es Gemeinlichkeiten, herzliche, genug, wo fast aus jedem Hause einer draußen ist.

Im Späthjahr wird das Unfassliche wahr: Der Fritz kommt auf Urlaub. Und es geschieht etwas, was man in der Heimat seiner Träume niemals für möglich gehalten hätte: Der Fritz kommt in das elterliche Haus Elisabeths. Seine Mutter hat ihn gedrängt, von sich ein Bild machen zu lassen. Es trifft Elisabeth, die Aufnahme zu machen. Wie soll das gut gehen bei solcher Aufregung! Man muß doch den Apparat genau einstellen, man muß dem Geliebten gegenüberstehen, ihn frei anschauen, ihn bitten, er solle den Kopf etwas drehen. Wie beschämt man da ist, wenn alle Handierungen etwas häßlich geschehen. Da muß doch jeder merken, was los ist. Und wenn er es merkt, wäre das so schlimm? Freilich, daran kann man nichts ändern, daß einem das Herz jubelt, den geliebten Mann, ja, Mann, in seiner ganzen Größe vor sich auf der Mattscheibe zu haben, ihn betrachten zu können, ganz ungehindert. Da sind seine Hände. Da ist sein Gesicht! Da sind seine Augen! Was liegt nur in diesen Augen, viel härter noch als früher? Aber da hoffet der Blick in den Abseits. Sie funkeln wie ein Mädchen in die Dunkelheit des Apparates hinein. Diese überhohen Aufstellung sind für Elisabeth auf einmal lauterer Jubelruf, was sie sich je an Besonderen und Höherem an einem Manne gedacht hat. Und da glänzt auf der Brust, auf der linken Brust, ein Kreuz. Niemand im Städtchen hat schon dieses Kreuz, das besondere Tapferkeit voraussetzt.

Indessen, der Krieger merkt die Verlegenheit des Mädchens. Und er sieht sich das freundliche Kind genauer an. Und da fröhelt es ihn leise. Er denkt an jene Erziehung da draußen. Nun ist er doch ein Mann, Feindesprobi, dem kein plötzlich aus der Finsternis auftauchender Keel, etwa ein Fuder mit dem krummen Messer im Maul und gleichsam wie eine Kugel, Schreden einlegen kann. Aber hier vor diesem Mädchen ein Wort finden! — Immerhin, man hat noch Gelegenheit. Der Urlaub dauert vierzehn Tage. Vierzehn Tage sind lang und doch so kurz; lang, wenn man vierzehn Tage sich einmal nicht blicken muß vor einer Granate, wenn man frei über gehen kann, lang, wenn man von fernher über den Rhein den rollenden Donner der Geschosse vernimmt und die Kameraden drücken weiß; kurz, fürwahr, wenn wieder Abschied genommen werden soll von so einem freundlichen, alle Himmel der Heimat in sich tragenden Geschöpf.

Als der letzte Tag heranfommt, geht die beiden noch einmal gemeinsam durch die köstlichen Heimlichkeiten der

immerlichen Muren. Und sie steigen auf den Berg. Droben weht des Mädchens Haar im Winde. Und der Mann kann es sich nun nicht mehr verbieten, die Hand in seine Arme zu schließen. Und sie läßt es geschehen. Was sich vorzustellen, wie glücklich sie ist! Aber es schmeigen beide. Lange schweigen sie. Bis er nach einem Worte fragt, das vorsichtig den Uebergang schafft von dem Heiligum des Geschehens zurück in die Alltagslichkeit. Und wie das so ist, er will etwas Gutes sagen, da wird es was Geringfügiges. Er sagt: „Wie hoch ist eure Verlässlichkeit schon im Städtchen?“ Ist das was Geringfügiges? Vielleicht weil sich so ein Soldat, immerwährend mitten in der Gefahr, die Kameraden fallen sehend, selbst keine Minute sicher, an so was denkt? Das Mädchen antwortet, ohne viel dabei zu denken, denn ihr Herz ist voll und ihre Seele erfüllt von der Nähe des lange Ersehnten. „Es sind einhundertsechszigtausend“, sagt sie. „Hundertsechszigtausend!“ sagt tonlos der Mann. Dann ist Schweigen. Und plötzlich, er weiß nicht, wie er dazu kommt, er hat das, was er nun sagt, gleich darauf selbst für eine Dummheit erklärt — plötzlich sagt er: „Der Zweihundertvierundzwanzigste bin ich!“ In die Muren des Mädchens hinein erzählt er nun vieles beim raschen Abheben zu Tal, vieles erzählt er rasch und ohne rechte Ueberlegung und Notwendigkeit. Vielleicht tut er es, um Stimmen in der eigenen Brust zum Schweigen zu bringen und Vorstellungen hinabzuschicken.

Und das Mädchen nimmt am anderen Morgen in der Frühe am stillen Bahnhof in so herzlich wie unter jungen Menschen, die sich lange kennen und sich Braut und Bräutigam nennen. O, über dieses Wissen, wenn so ein Zug hinausfährt und man weiß nicht, ob jener, der da den Blick entschwindet, je wiederkehren wird! — Man kann jetzt nicht nach Hause gehen, man eilt aus den belebten Straßen auf freie Feld. Nur nicht gleich mit jemand sprechen müssen! Wieder einen Tag aussuchen, einen trauten Platz unter einer Wache, in deren Zwängen noch der Hauch seines Mundes hängt, die seine Stimme gehört haben und Jenseits seiner Lieblingen waren. Aber es ist doch nicht auszuhalten allein. Was hat er da nur gesagt? Er hat ja selbst gesagt, daß es Dummheit sei. Um

Wiederum wändere ich auf verschlungenen Pfaden durch den im Frühlingsschleide prägnanten Auwald, dem Rheinstrom zu. Es war mir vor mehr als einem halben Jahrhundert die Stätte einer reich besetzten Jugendzeit mit lebendigen, wechselvollen Bildern.

Unvergesslich sind mir die Bilder der elementaren Hochwasser, die der Strom zum wildbrausenden Meer angeschwollen war, aus dem unser einfaches Haus als einzige Insel herausragte. An dem nächsten Aufschub waren die Schiffe angebunden und schaukelten auf dem wildbewegten Waßer, das zuletzt so hoch stieg, daß es die oberste Treppentritte bespülte. Da stand ich im Gefühl des Bedrohens und ergrübelte mich an dem grobartigen Schmutz, der auf den Fenstern lag, an dem gelben Regenwasser, das auf den Fenstern lag, an dem gelben Regenwasser, das auf den Fenstern lag, an dem gelben Regenwasser, das auf den Fenstern lag.

Meine Mutter schalt mich einen „unmütigen“ Jungen, der nicht bedachte, was das böse Hochwasser alles zerstört, besonders den schönen Garten, in dem sie im Sommer so viel Mühe und Arbeit gehabt.

Zwei Arbeiter, die während des Hochwassers bei uns untergebracht waren, nahmen mich in ihre Obhut. Mit dem Dreibröt (Nahen) ging die Fahrt durch den überfluteten Rheinwald über einen breiten Uferdamm, wo die Fluten wie im vollen Strom dahindraußen. Ich erwiderte die kindlichen Schiffer über das gefährliche Bedrohens und wieder zwischen Felsen und Wäldern hindurch. Da trieb auf dem Wasser ein großer, dieses fündigen Fraß landete der Nahen auf der Krone des Hochwasserdamms, hinter dem die Felder im Druckwasser lagen. Noch ein halbfündiger Naß auf schleimigen Wege, und ich ergrübelte meinen Schulfameraden in Altenheim von meiner seltenen Schulfahrt.

Nach einigen Wochen wieder ein anderes Bild am Rhein. Vor dem Hause hatte das Hochwasser eine breite, langgestreckte Kiesbank abgelagert, die zuletzt infolge des regenarmen Sommers fast bis zur Mitte des Stromes hinauswuchs. Der von Wind und Wasser herbeigeführte Samen ging an landigen Pflanzen auf, und die Kiesbank fing an zu grünen. Die Spitze der Kiesbank lag nahe am Ufer. Durch das enge, seichte Wasserinnal maletete ich hindurch zu einer kleinen Uferbedeckung. Zunächst ludte ich unter dem verschiedenartig geformten, buntesten Steinen flache, tafelförmige Stücke heraus und ließ sie mit geschäftigem Burse über die Wasserfläche hüpfen. Andere schleppte ich mit einem angeschwemmten Stecken weit hinaus, sah bis an ferntestige Ufer. Ein Kieselstein fiel mir wegen seiner Durchsichtigkeit auf. Den nahm ich mit heim. Mein Vater beschrieb mir ihn als einen Rheinkeisel, der einst als Bergkristall in den Alpen lag.

Von meinem Sandlager aus ergrübelte ich mich an dem kurzweiligen Spiel der jungen Fischbrut, die in großen Scharen die flache Ufer lebte. Da und dort sprang ein Fisch aus ihr, um das über dem Waßer tanzende Mückenlarven zu schnappen. Ein arbeitsamer Himmel wölbte sich über die sonnenfalte Rheinlandschaft, die durch überweisse Wälder belebt wurde. Nicht weit von mir hüpften ein paar freilebende Vögel im großen Bogen auf dem Waßerpiegel und erholten sich mit tauschendem Kopf die Fische, die sich zu nahe an die Oberfläche wagten.

In dem klargrünen Strom, der bei seinem niederen Wasserstande ruhig an der eisfälligen Uferseite dahinleite, erschienen die langen, dunklen Spiegelbilder hochaufragender Felsen.

Mitten im Talweg trieb ein mit schwarzen Steinen beladener Weibling. Man hörte nur das Klatschen des langen „Rappens“ (Stener), bewegt von den schmalen Armen eines Schiffers. Seine drei Überfluten saßen anstehend vorn im Schiffe und ruderten nur, wenn dieses vom richtigen Fahrwasser abtriebte wollte. Tags zuvor segelten die vier Steinfräuser aus Goldschweyer, von einem kräftigen Nordost getrieben, stromaufwärts, aber stets am Ufer entlang, bis hinauf an den Kaiserstuhl, wo sie Spender Steine für den Rheinbau einluden. Bei ausbleibenden Nordwinden mußten sie das Steinfräuser an der Leine rheinaufwärts ziehen. Für gewöhnlich ging die Fahrt jeden Tag nach Ottenheim, wo Schuttermaler Sandsteine eingeladen wurden. Nach wenigen Minuten umfing das Steinfräuser die nächste Kiesbank, die 500 Meter weiter

Gottes willen niemand etwas davon wissen lassen. Nur nicht daran denken. Und doch ist die Verlässlichkeit, die wöchentlich im Wäldchen erscheint, nicht aus der Welt zu schaffen. Sie kommt, sie ist da, man sieht sie auf die Seite, man muß sie doch in die Hand nehmen, es ist unvermeidlich. Das junge Gemüt ist auf die Folter gespannt in dem Augenblick, als die Zahl zweihundert überfluten — ist. Die Badener sind wieder einmal schwer im Kampfe. Da ist in Frankreich ein Landfrüh, der heißt Champagne. Und da ist Lafore. Der Franzmann hat im September seine ganze Kraft hierher vereinigt und will durch Gerabe wieder hier, wo unsere Väter Nacht hatten. Gerade jetzt, wo der Wald das herrliche rote Gemad des Herbstes angelegt hat! Wie schön sie es sich auf stillen Wegen gehen! Aber hast du ein Recht zu sagen? Da ist die Witwe im Nachbarhaus, die nun auch den einzigen Sohn hat hergeben müssen. Der Sohn wäre so notwendig gewesen, den Vater umzufüllen. Und er ist der zweihundertneunzehnte auf der Verlässlichkeit. Der zweihundertzwanzigste ist ein Vater von fünf Kindern. Man hört den Schrei der armen Frau die ganze Straße entlang. „Ahr gefürchteten Mäde, die ihr unermüdlichen Väter die Drangsale des Krieges anerkant, die ihr ihm Feinde schickt in der Ueberzahl, die ihr Hunderttausende der Unseren zum heiligen Opfer ausbreiten habt, einen verlorst, einen laßt leben, einen nehmt nicht hinweg in die dunklen Tiefen eurer Innerlichkeit!“ Ist das nicht Schande? Wenn es eine gibt, so ist es die! Aber was ist ein Menschenleben, was ein Mädchenleben, das endlich geliebt wird von dem lange Ersehnten? Da kommt ein Brief von ihm. Er ist in Referate. In einem großen Tunnel. Schreie auf, Herz, vor Freude! Noch lebt er. Was kann ihm geschehen, er hat ja geschrieben; hier sind seine lebendigen Schriftzeichen. Kann wer leben und schreiben, das Seltene schreiben und morgen nicht mehr sein, ausgehört? Nein! — Vierzehn Tage vergehen. Man spricht von zweihundertzweihundertzwanzig, die das Städtchen nun hat. Die Kamerade des Mädchens läßt den Schlaf nicht mehr eintraten. An der Türe steht ein Gelber grünelnd, hochglänzend. „Was hat das Mädchen nur?“ Man kann es nicht begreifen. „Zweihundertzweihundertzwanzig!“ — Auf zweihundertzweihundertzwanzig folgt zweihundertvierundzwanzig! — „Wo ist das Mädchen?“ Es geht morgens in der Frühe aus dem Hause, es bleibt eine Nacht weg. Es hat, wie man später erfährt, die ganze Nacht auf dem Gipfel des Berges zugebracht, über den die Sterne des Himmels ziehen wie ein großes legendarisches Gewölbe, wo man den Donner der Geschosse aus dem Westen deutlicher vernimmt und wo man bei jeder Nacht aus dem Fenster ein Feuer aufleuchten sieht. Da mag sie wohl mit den Göttern gerungen haben und mag die Kraft ihres jungen Saleins hinübergeschickt haben dahin, wo der Geliebte stand. Aber am Morgen treibt es sie in das Städtchen zurück, und sie taumelt mehr als je geht vor das Haus des fernem Soldaten. Sie klopft an die noch geschlossenen Türen. Da ist

# Das Schwarzwaldhaus

Von Max Rieple

Dem Ritter gleich, wie einst er im Turniere harnischbewehrt dem Gegner sich gestellt — so schaut dein Antlitz unter dem Visiere des tiefen Daches in die bunte Welt,

die spiegelnd drängt in deine Fensteraugen durch der Geranien dichten Wimperflor. — so schwer des Daches Wucht, soll es auch taugen zu Schutz vor Schnee und böser Stürme Chor.

Es wuchsen in das Dunkel dieses Daches die vielen Jahre deines Alters ein. Doch nichts an dir: Zerfallendes und Schwaches — stark müssen deine breiten Schultern sein,

um sich im Kranz der Berge zu behaupten und vor der Wucht der Wälder zu bestehen und auch im Lenz durchs Meer von goldbestäubten Bergblüten fest als dunkles Schiff zu gehn.

Stark mußst du sein, soll auch den Enkelscharen, dein hochstarkes Dach in fernem Jahren den Herd noch bergen — ihnen Heimat sein

sich einer auf, und die Mutter Stadelmann schaut heraus mit übermäßigen Augen, und sie bittet das Kind herein und wundert sich nicht über sein Kommen und ist ganz ruhig; denn sie weiß alles, wie eine Mutter stets weiß über das Schicksal ihrer Kinder, die ferne sind. In der Nacht hat sie keine Stimme gehört. Und sie fuhr hoch und schaute nach der Uhr. Die Uhr war stehen geblieben und zeigte einhundertzwanzig.

Als die Verlässlichkeit erschien, fand unter Nummer zweihundertvierundzwanzig der Leutnant Fritz Stadelmann. Ein Zug zuvor war in seinem elterlichen Hause ein Schreiben des Regimentskommandeurs mit dem traurigen Meldeung eingetroffen. Es wurde von dem Kompanieführer Fritz Stadelmann als einem der Tapfersten gesprochen, der mit seinem unvergleichlichen Einsatz das Leben vieler gerettet habe. Der Brief war von der Hand des Kommandeurs eigen geschrieben und sollte eine besondere Ehre der Mutter des Kämpfers darstellen. Der Kommandeur war bei dem jungen Leutnant, als er einhundert Stunden nach Mitternacht, schwer in die Brust geschossen, auf dem Schlachtfeld lag und sein helles Leben aufgab. Geschrieben habe er nichts, erzählte später ein Kamerad aus dem Städtchen, nur seine Augen habe er weit aufgetan wie nach einem fernem Ziele.

# Auf einer alten Kiesbank

Jugenderlebnisse eines Badeners am Rhein / Von J. G. Häfer, Freiburg i. Br.

amwärts am linken Ufer sich hinstruckte. Dort wo sie ankam, ward unter einer Baumgruppe ein eisfälliges Fischerhaus sichtbar. Darin wohnte der freundliche Fischer Fink, unser nächster Nachbar. Wenn er im Sommer seinen Wandweg nachging, kam er häufig zu uns ins Rheinwärtshaus zum Uebernachten. Hier erstreckte sich das eisfällige Fischerrecht auch auf das rechte Ufer.

Von meinem Sandlager schweifte mein Blick nach Norden, wo hinter dem Wald, vom blauen Dunst umwoben, das Wahrzeichen Straßburgs, die Pyramide gotischer Baukunst, in Kraft und Schönheit gen Himmel strebt. Als Rheinfräuser habe ich das Holz zum Ernteanfang mit hinaufgenommen zur vielhöckerigen Plattform und mir den schönen Garten alemannischen Landes zwischen den blauen Ketten des Schwarzwaldes und den Bogenen gezeigt.

Von meinen jugendlichen Betrachtungen wandte sich meine Aufmerksamkeit einem Rheinholzfäller zu, der in seinem Dreibröt hinter die Kiesbank ruderte. Mit dem „Artemisbooge“ zog er das Dreibröt aus der Tiefe, das die Strömung an bestimmten Stellen barrenweise abgelagert hatte. Dies Holz kamente von aufsezierlichen Senkmarken, von Uferwäldungen, die das Hochwasser zerstört hatte. Ich durfte mich dem Holzmann aus rechte Ufer fahren, wobei er das Holz zum Ernteanfang mit hinaufgenommen zur vielhöckerigen Plattform und mir den schönen Garten alemannischen Landes zwischen den blauen Ketten des Schwarzwaldes und den Bogenen gezeigt.

Den ganzen Sommer hindurch sah man Kiesfräuser an der Kiesbank arbeiten. Zwei oder drei sonnenverbräunte, kräftige Männergestalten, bloß mit Hofe bekleidet, saßen an großen Gattern den Kies und führten ihn mit Schufarren über Bretter in den Naßen. Waren die Kiesbänke durch hohen Wasserstand kaum sichtbar, so saßen sie mit langgestielten Sandhaken Kies oder auch Sand ins Schiff. Mit Rheinkeisel bespülte man damals die Straßen. An der Kiesbankspitze, wo die großen Gerölle lagen, sammelten Wadenknecht die geeigneten Steine für Pfisterarbeiten.

Die Umgebung der Kiesbank war reich, Wohn- und Weidplatz zahlreicher Fischarten. Im toten Wasser, d. i. das tiefe, fast stillstehende Wasser zwischen Ufer und Kiesbänke, saßen die alten gefährlichen Döde. Hier brackte der alte Marx, ein betagter Sportangler aus dem Dorf, mit seinen drei Angelruten nicht lange ansetzen, um die prächtigen Döde herauszuholen. Da hand am Ufer im Dezember auch der Rheinlaich, wenn er nach dem Laichen matt und abgemagert ausbrühte. Es war für den Fischer eine Leichtigkeit, ihn mit einem Metallstrid als Land zu fischen. Ergrübelte war's, wenn im Winter der farbenprächtige Eisvogel seinem Fischerhandwerk nachging. Vom Zimmerfenster aus sah ich den kleinen Fischer auf einem Pfahl sitzen und bewegungslos auf die Beute lauern wie die Gage auf die Maus.

Der Naßkist, der heute aus dem Rhein verschwinden ist, wanderte damals in Scharen fromanzwärts, um an Kiesgründen zu laiden. An einem schönen Abend, als die Sonne hinter dem Vogebrand untergetaucht war, fuhr ich mit meinem Vater hinüber zur Kiesbank. Da begrüßten uns die Brüder Fink mit ihrem Gehilfen. Gleich fuhr sie hinaus in die Strömung. Während zwei kräftig ruderten, warfen die beiden auch das lange Zuggarn über Bord. Wald umschloß es im Halbkreis eine große Wasserfläche. Indem die Fischer die Köpfe ihrer hohen Waßerkeisele tief in den Rhein stießen, zogen sie mit zurückgebeugtem Körper das schwere Netz heraus, worin ein halb Duzend Naßkiste klopelten.

An schönen Sommerabenden schaute ich Fischer Fink zu, wie er in seinem Naßen die Mat- oder Naßkistennur richtete, die fetten Regenwürmer an die Angelhaken spießte und dann die 100 Meter lange Schnur mittelst

daran gebundenen Waden in die Tiefe hinter der Kiesbank versenkte. Wenn er in der Morgenfrühe die Schnur hob, konnte er Aale, Karpfen und Barben in sein Fischschiff (Fischkasten) legen. Mitternacht hatten die Aale die Schnur zu einem schwer entwirrbaren Knäuel zusammengebrocht.

Auch die lange, tiefe Bucht in der Kiesbank, vom Fischer Hals genannt, war im Herbst ein ergiebiges Fischwasser. An einem Ostobertage nahm es Fink näher in Angeln. Er stand bei ihm im Schiffe. Er forderte mich auf, durch das klare Wasser den Riesbogen genauer anzuschauen. Da fiel mir auf, wie die schlammbedeckten Kieselsteine eine bunte Welt aufwiesen, wie wenn jemand mit dem Finger darüber gefahren wäre. Der Fischer belehrte mich, das seien die Fischporen der Aale. Die nachts hier zur Weide schwimmen. In der folgenden Nacht machte er um 10 Uhr ein Verließ, d. h. er sperre die Bucht mit einem Zuggarn ab. In einer Dersung desselben brachte er eine große „Wazluft“ (Garnzeile) an. Da hinein gerieten die Fische, als sie morgens zurückschwimmen wollten.

Im Winter, besonders wenn die Uferwälder eisbedeckt trugen, war die Kiesbank von Wildentenschen belebt. Dann schaute ich der unterhaltenden Arbeit des Entensüßers zu. Fink war auch auf diesem Gebiet ein Meister. Die November ergrübelte er auf der Kiesbank an vier „Rohrreißer“ (Schilfmähdern) eine Beobachtungshütte. Von hier aus legte er ein langes Seil über Stützen zu dem an eisernen Stangen ausgepaukten Fangnetz, das an einer leichten Wasserfelle lag. Daneben band er Lederten an. In unmittelbarer Nähe sah ich etwa 50 Stück dunkle Körper auf dem Waßer, die von der ferne schwimmende Enten vordrängten. In Wirklichkeit waren sie nichts anderes als braunes Wurzelholz, die Niedgrasbüchel, an Pfählen, befestigt. Tag für Tag fand der Entensüßer in seiner Hütte, nach Enten fahndend, die langen Stangen vertrieh er mit Pfeilstricken. Einmal, als ich mich in einer Nähe am Ufer herumtrieb, beobachtete er mich durch Winken, ich möchte schlammig werden. Ich ergrübelte aber dem wichtigsten Wald eine Schaar Wildenten in der Flugrichtung nach der Kiesbank. Als sie in deren Nähe war, entnahm Fink einer Kiste drei Lederten und schleuberte sie in die Höhe. Mit lautem Quack, Quack flohen sie der Fangstelle zu und ließen sich dort nieder. Die Wildentenschar fiel in ihrer Nähe ins Waßer und schwamm hin und her. Nach einer Weile sah ich, wie Fink mit einem gewaltigen Ruck am Seil riß. Das Netz fiel klaffend über eine Gruppe Enten. Aufgeschreckt flohen die andern fort. Fink sprang der Fischer an den Fangplatz. Als er mit seinem Fang zur Hütte zurückgekehrt war, rief er mich herbei und zeigte mir sieben prächtige Enten. Im Heran bemitlebte ich die armen Vögel, die noch vor wenigen Minuten so herrlich durch die Lüfte geflogen waren, und jetzt tot auf den Kieselsteinen lagen. Fink setzte mich aber in freundliches Ernteanen, als er zu mir sagte, ich dürfe mir den schönsten Vogel ansahndeln, meine Mutter solle davon einen guten Weihnachtsgeschenken machen.

Im Januar wählte der Entensüßer die Fangelinrichtungen aus dem Rhein. Das Thermometer hand tagelang 12 bis 14 Grad unter null. Da hörte man in einer Nacht vom Strome her ein lautes Geräusch und sah die Kiesbank von der Höhe der Rheinwälder her vollständig mit treibenden Eisbollen bedeckt. Das Grundes gina. An der Kiesbank lagen zwei große Schiffe, eines hing am Ufer. Sie gehörten zur Ottenheimer Schiffbrücke, die der gefährliche Eisgang zertritten hatte.

Als im kommenden Frühjahr die Schneefelder von den Bergen sprangen, verschwand meine Kiesbank unter den schmelzigen Fluten. Der sich verändernde Talweg räumte rasch mit ihr auf und trieb die Kiesmassen zum Bändern, bis sie im Herbst 500 Meter abwärts, als neue Bank in anderer Gestalt zum Vorschein kam. Am Rheinwärtshaus trömte jetzt der Talweg vorbei.

Das launenhafte Spiel des Rheinstroms, fortwährend Kiesbänke zu verschleiden und Talwege zu verlegen, Tiefen und Untiefen zu bilden, hat durch die fetten Bänken von Bühen und Grundhölzern der Rheinregulierung aufgehört. Festgebaut liegen die Kiesbänke zwischen den Bühen.



# Wanderer zwischen Strom und Sternen

Eine sonderbare Geschichte  
von Mario Heil de Brentani

Im Krug zu Baharad sahen ihrer drei vom schwedischen Regiment Kristina, ein Feldhauptmann, der Obrist Widenfson und sein Sohn, der Kornet, freckten die Weine steif unter den groben Eidentisch und trommelten mit den sinnreichen Beckern nach dem Wirte; lustig aber sprang ein baumstarker Dragoner mit flachgelbem Schopf von der Bank nebenan, zog den Pallast und setzte dem Angerufenen die Waffe so hart auf den Kriesschurz, daß der Jammernd in die Knie sank und den Feldhauptmann auf solche Weise hart antrieb. Der griff sich nun selber den Mann, zog ihn auf seinen Wein bedacht, in kurzer Anstrengung am Walle hoch und reitete ihm folckermäßig das Leben vor dem erbohten Lieutenant, der seinen Pallast jetzt mit lärmendem Schlag in die Scheide zurückfahren ließ; denn er war wider seinen Vorgesetzten weidlich aufgebracht. Der Wirt, auf solche Art zwischen zwei Feuer geraten, nahm nun flugs die Becher an sich und enteilte mit ihnen in den Keller. Kaum aber hatte er die Türe hinter sich verschlossen, als ihm ein erbärmliches Weinen entgegenfuhr. Gegen ein daß gelebt, stehe kein Weib ihn um Hilfe an, da sie sich mit zerhautes Baaren und zerrissenen Gewändern in ihrer höchsten Not gerade noch aus den Armen zweier trunkenen Soldner gerettet hatte. So richtete sich der Krugwirt denn in lächer Empörung auf, stieß einen gurgelnden Laut in die dumpfe Stille des Kellers und rief den nächsten Spundhaken aus dem Loch, griff sich, indes ihm der losgelassene Wein über Bams und Schurz hinlief, den losgelassenen Zapfen, den dritten, den vierten und so fort in harrer Erregung, also, daß er und sein Weib schon nach wenigen Augenblicken bis zu den Knien in dem Weine standen, dann sprang er mit der läß Erschrecken dem hinteren Ausgang des Kellers zu, der einige Stufen tief vom Hofe hinabführte und rief den Knecht zur Seite, fuhr mit dem Kopfe spähend ins Freie und schlüpfte mit dem armen Weibe hinaus, derweil die zwölferlei roter und weißer Ströme des kostbaren Weines in der Tiefe hinter ihm gurgelnd verrannen. Die Ställe vor ihm waren von deren Wallachen und breiten Klappen überfüllt, da aber die Trostnechte betrunken im Stroh lagen, nahm der gehegte Mann das stärkste Pferd von der Krippe, hob sein Weib darauf, sprang hinter ihr in den Sattel, den der träge Weiler abzunehmen vergessen und trachtete im Sternensichte aus dem geöffneten Tore hinaus und auf heimlichen Felwegen in das noch nicht besetzte Sankt Goar hinein. Er war binnen einem Duzend Stunden vom Freien und wohlhabenden Bürger zum Fronknecht und Bettler und hierauf wiederum zum Freien geworden, der sich, obgleich ohne eine Münze im Saal, ob des gewonnenen Lebens reicher denn alle Herren der Welt dankte.

Man schrieb das schlimme Jahr sechszehnhundert und zweihundertfünfzig, und es sollte noch sechzehn weitere Jahre sein Ende haben mit dem Mord und Brennel des dreißigjährigen Krieges im deutschen Lande.

in den besten Himmel. Nurmehr ein Trümmerhaufen war heute übriggeblieben; denn was die Spanier und Schweden vernichtet, und der Pfalzgraf Karl Ludwig danach wieder aufgebaut, das ließ Melac, der Brenner, noch im gleichen Jahrhundert wieder zu Boden reisen, erbißte sich jetzt der Schulmeister, „also, daß kaum ein Stein über dem anderen blieb und der Burgfried in alle Winde zerfiel.“

Wir starrten auf das Bild. Merian hatte es im Jahre sechshundert und zweiunddreißig gestochen, an dem Tage, da die Schweden von Baharad her, das sie seit Wochen besaßen, die Burg in Besitz genommen hatten. Die Pulverwolken standen deutlich vor den Geschützen und die Rauchschwaden die letzten Tore.

„Der Teufel hole Deutschlands Feinde!“ rief der Wirt, als er das Bild angeschaut und die Worte des Schulmeisters vernommen. Er sprach es frei heraus, obgleich in jenem Jahre kurz nach dem Kriege kein Mangel an Spießeln und Verräthern im Rheinlande war und diese vorzüglich in den Wirtshäusern saßen und auf Leute lauerten. Hernach schlichen wir kleinlaut aus dem Krug hinaus und nach Sankt Goar hin. Das Glend uneres Volkes hatte uns angegriffen, wir stüchteten vor uns selber, denn wir füllten, daß wir ohnmächtig waren, uns und den anderen die Freiheit zu bringen. Unter uns schimmerte im Widerschein der Gestirne der Strom und lang sein altes Lied. Als wir zum Himmel hinaufschauten, schien uns, als spiegelte sich in Wirklichkeit der Rhein dort oben wider und trüge auf erlahmenden Fluten den Kummer der Jahrhunderte zur Gottheit hin, das viele Blut, das in ihn hineingeflossen war, und das doch nicht die Freiheit gebracht hatte. Wir waren so arm wie unser ganzes Volk in dieser Stunde, Wanderer zwischen Strom und Sternen und dachten nicht mehr, miteinander zu sprechen.

Im Krug zu Baharad sahen ihrer drei, die einander nicht kannten, an einem großen Tische. Das war heuer und nicht lange her. Ich hatte mit meinen beiden Nachbarn noch kein Wort gesprochen und auch sie selber schienen sich schweigend gegenüber, aber ich hatte nach dem dritten Manne gefragt, der mir vor zwanzig Jahren mit den männlichen Worten zugehört und von seinem Sohne zu erfahren, er sei mit der Mutter schon seit Jahren unter der Erde dahim. Damit hatte der junge hell-

haarige Mann in einem Winkel des Gastzimmers gewiesen, dort sei ein Bildnis seiner Eltern zu sehen. So stand ich nach einer Weile aus meiner Einsamkeit auf und Schritt in den Winkel hinüber. Aus einem Nähnlein schaute lächelnd das Krugwirtspar, noch um einiges jünger als damals, da ich ihr Gast gewesen, daneben aber hing ein weiteres Bild, das schien mir wohlbekannt. Es war der gleiche Kupferstich, den in jener Zeit der Maler vorgezogen, aber um einiges Größer im Umfange und mit einer kleinen Chronik versehen, die der Wirt daran geschrieben hatte. Um den Krug war ein Kreis gezogen und eine Bemerkung daneben gesetzt, dies sei das nämliche gastliche Haus, wie es zur schlimmen Schwedenszeit ausgesehen habe. Da nahm ich das Bild von der Wand und trug es an einen Tisch, um dem Sohne die Geschichte zu erzählen, die ich damit erlebt. Kaum aber hatte ich es vor mich hingetan, als der Jüngere der beiden Schweigsamen an meinem Tische, ein Mann mit freiem Halse und mit einem hirschedernen Kamifol angehen, sich darüber neigte und in gedrohenem Deutsch auf mich ein sprach; er gehöre zu einer schwedischen Wandergruppe, so sagte der Mann, die zu Fuß den Rhein hinunter reise und in den herrlichen Bergen der Jugend haufe, wohin sie zur Nacht käme. Das hatte das Haus auf dem Berge, das auf dem Wibe gesehelt sei, das sei seit zwei Tagen auch sein Haus, eine wunderbare Burg, ein Märchenschloß für alle, die keinen Herzens sind und in ihren Träumen über Lauffiege und Schanzen, Ringmauern und Bastionen klettern, gleichsam wie in einem ewigen Jugendlande. Er wies entsädet auf das Bild und verführte uns, der Herbergsvater von Stabell habe es ihm und den Kameraden geteilt erklärt: Der Burgfried, der mächtig aus dem Kupferstiche hervortrage, werde bald wieder aufgeführt sein, so gewaltig wie der Pallast und die Mauern aus Felsgestein, die im neuen Reiche aus der Ruine emporwachsen seien, als habe einer den guten Samen des Willens darsingefät.



Der Osterhase auf dem Wege  
Originalscherenschnitt: Anita Junghans

Nun mischte sich auch der andere Nachbar in das Gespräch. Er sei desgleichen fremd im Lande, ein nächterner Mensch, der wenig in die Natur hineinsehe vor Geschäften, er reise für französischen Wein und seine sich allemal an den Rhein zurück, wo er einst ein halbes Jahr lang als Refrut in der Befestigungsarmee gestanden habe. Er wolle, so bat er herzlich, die Märchenburg wohl ebenfalls sehen. So kam es denn, daß der junge Schwede mich, den Deutschen, und ihn, den Franzosen, mitnahm in die ritterliche Herberge, und daß er uns dem lachenden Herbergsvater vorstellte, den der gewaltige Bund aller Jungen und Mädchen im Land auf seinen Posten stellte wie zweitaufend andere in allen Gauen; und so kam es auch, daß wir dort oben mit hundert Jungen in einem Saale schliefen, als wir in der Sternennacht, kurz vor der Schließung der Burgtore, in Stabell eingezogen waren. Schweigsam, wie wir zuvor im Krug beieinander geseßen, waren wir den Weg zur Burg hinaufgegangen. Es war eine Sternennacht wie damals, aber es war

keine Flucht aus dem Krug gewesen, vielmehr ein schicksalhafter Gang, vom gleichem Ströme empor, auf dem stille Röhne saßen, zu dem gewaltigen Viereck von Stein und Eisen, das wie eine männlich geschnittene Silhouette gegen den Himmel stand.

Nach einer Weile sprach der Schwede: Welche Macht wohl Regen, Hagel und Wind haben mögen, daß sie solchen starken Bau in den Jahrhunderten zu Boden gerissen hätten! Ich blinnte ihn an, und da er es mit bellen Jugenaugen sagte, die nicht beugelten, so schweig ich und befehl mein Geheimnis für mich. Der Franzose aber, der bei den Worten des Schweden aufgeschreckt hatte, blieb in plötzlicher Bewegung stehen und reichte mir seine schmale Hand. Dann sagte er in die hohe Stille zwischen Strom und Sternen hinein: „Melac ist tot, camerade.“

Der Schwede hatte es nicht gehört, er war schon völlig in den Anblick der näher sagenden Mauern versunken, er hob die Hand in die Höhe und härmte jugenhaft und ohne Waffen gegen die Burg hinan, wie ein unschuldiges Abbild seiner Muten.

# Der stählerne Vogel

Von  
Werner Oellers

Forsthäuser sind eigenbrötlerisch. Sie lassen laute und geschwähige Nachbarschaft, sie lieben Ruhe und Alleinsein, die Stille des Waldes. Manche liegen auf einem Berg. Von oben schauen sie, nicht ohne Mitleid, talwärts hinab auf die zusammengebrängten Scharen anderer Häuser, die sich so winzig ausmachen wie jene aus Dubis Steinbaukasten. Auch die Menschen erscheinen klein und mittelbedeutend aus solcher Höhe, schwarze Punkte, die nur langsam von der Stelle kommen.

Solche Sicht und solche Betrachtungsweise hat der Blick von einem hohen Berge gemeinsam mit dem Blick aus einem Flugzeug. Damit soll nicht gesagt sein, daß eine derartige Verwandtschaft etwas mit der seltsamen Geschichte zu tun hat, die ich miterlebte, als ich vor Jahren in einem Forsthäus auf hohem Berge meine Ferien verbrachte wenn auch diese Geschichte sich nicht ereignet hätte, wären nicht Forsthäus und Flugzeug einzig gewesen in dem Bestreben, hoch zu sein, wodurch allein sie zusammenkamen.

Etwas von dieser Verbundenheit wurde mir schon am ersten Tage deutlich, als ich bat, mich in der Frühe zu wecken. Das sei nicht nötig, antwortete Ursula, die Försterstochter. Kurz vor sechs komme das fahrplanmäßige Verkehrsflugzeug vorbei und donnere den Schlafern das „Aufstehen!“ in die Ohren. Ja, vorbei komme es, nicht über ihnen her, denn es fliege in der Höhe der Berggipfel, so nahe, daß man den Luftzug oft zu spüren glaube. Wäre die Geschwindigkeit nicht gar so groß, würde man in die Rabinen hineingefallen können.

Am nächsten Morgen, als die frühe Dämlichkeit des Sommers mich nicht mehr schlafen ließ, war ich auf den Beinen, ehe noch unser Wecker sich einschaltete hatte. In der Ferne sah ich ihn aufstehen als einen schwarzen Punkt und kurz auf die Berggipfel nehmen, hörte ihn immer lauter herandröhnen. Seine Vogelgestalt mit den wettausgebreiteten Schwingen wurde größer und größer, und bald schon war er neben uns, riesengroß und mit gewaltiger Stimme. Zwar war er mit Gedanken-

schnelle vorbei, doch sah ich aus dem Fenster des Führersieles ein weißes Tauchentuch flattern, als ob jemand uns zumwinkte. Und richtig, da ich mich umwandte, sah ich Ursula im offenen Fensterfenster lächelnd hinter dem stählernen Vogel hersehauen. Nachtsamig stand sie da, noch im Schlafanzug. Auf dem langherabhängenden, nur flüchtig geordneten Haar lag der Schein der frühen Sonne.

„O ja, wir sind Freunde“, rief sie fröhlich herunter, „der Pilot und wir, wenn wir uns auch nicht kennen.“ Und nach einer Weile fügte sie hinzu: „Eigentlich schade, daß man einander nicht richtig leben kann.“

Das mußte ich nachher, als sie im blauen Morgenlicht, frisch und blank, vors Haus hinaustrat, doch richtigstellen. Es sei zwar wahr, beharrte ich sie, daß wir die Inseln nicht unterseheiden und erkennen könnten, aber wahr sei es auch, daß die Inseln uns, wie aus einem fahrenden D-Zug, wohl zu betreffen vermöchten.

Da huchte eine kleine Rabe in ihr Gesicht, in die dunklen Augen schlich ein Ausdruck rührender Verlegenheit. Nachmal mußte ich ihr die Sache erklären, bis sie, still und nachdenklich geworden, mit ernstem Gesicht ins Haus ging.

Am nächsten Morgen, ehe ich noch draußen war, ehe noch der Wind das Lied der donnernden Motoren an unser Ohr trug, stand Ursula vor dem Hause, frisch gewaschen und frisiert, in blauem Morgenkleid. „Man kann sich doch nicht wildfremden Menschen im Schlafanzug zeigen“, rief sie zu meinem Fenster heraus und lächelte.

Doch schau, gleich als ob das Flugzeug Ursula nicht anders sehen wollte als bisher, flog es nun nicht an uns vorbei, sondern über uns her, wenn auch in geringer Höhe. Kein flatterndes Tauchentuch war zu bemerken. „So eine Trennlosigkeit!“ rief Ursula und verschwand.

Nicht anders bog es sich an den folgenden Tagen; Ursula, hübschlich hergerichtet, sah das Flugzeug nur über sich. Das sei seit Monaten nicht vorgekommen, sagte sie, und ich trüge die Schuld.

Inzwischen war ein neuer Gast gekommen, ein Angestellter, dem ich eines Abends bei einem ausgelassenen Schoppen Ursulas Flugzeuggeschichte erzählte. Er fand großes Vergnügen daran und versäumte nun keine Gelegenheit, das Mädchen damit zu necken. Da ich aber merkte, daß seine Foppereien sehr, sehr freundschaftlich waren, wunderte es mich nicht, die beiden eines Tages Arm in Arm im Walde anzutreffen. Schon wollte ich mich still davonmachen, als der Mann mich anrief, nachdem wir uns selbtritt ins Gras gehockt hatten, erzählte er uns folgende märchenhafte Geschichte:

„Es war einmal ein Flugzeugführer, der flog jeden Morgen aus einem Forsthäus vorbei. In einem Fenster des Forsthäuses fand jeden Morgen ein junges Mädchen und winkte. Es war ein ködnes Mädchen, das sah man. Es war auch ein fleißiges Mädchen, das sah man. So früh aufstand. Es mußte auch ein gutes Mädchen sein, da es den fremden Leuten im Flugzeug immer so frühlich zumwinkte. Da aber der Flugzeugführer es jeden Morgen so dastehen und winken sah, wurde er von großer Liebe ergriffen. Wenn er vorbeifam, flog er so langsam, als es nur möglich war, aber die kleinste Geschwindigkeit war ihm nicht klein genug. Als er dann eines Tages seine Ferien nahm, wunderte sich das Mädchen, daß das Flugzeug nicht mehr an ihnen vorbei, sondern über ihnen her flog.“

Einen Augenblick sah Ursula den Erzähler entgeistert an.

„Aber du schreibst doch im Gästebuch du seiest Angestellter!“ sagte sie.

„Das bin ich ja auch — aber als Flieger“, antwortete der Mann und nahm sie in die Arme.

Da wurde es nun doch Zeit, daß ich mich eiligst verabschiedete.

# Der Pflanze

Von  
Hermann Linden

Sein Bruder, ein Fabrikant, stand vor einem Konfitürengeschäft und wartete auf ihn, den Pflanze, der im Laden war, um Drops zu kaufen. Jetzt kam der Pflanze her, und die beiden Brüder standen nebeneinander, einer so groß wie der andere, zwei Hünen, nach denen ein Herodendental modelliert werden könnte. Wie immer, schlossen die erlauteten Worte der Passanten auf die beiden Männer, um schließlich an der Gestalt des Pflanzers harr vor Verwunderung zu verweilen. Der Pflanze bot mir ein Drops an, und ich lüschte aus Höflichkeit eines mit obwohl mir der bunte Zucker zuwider ist. Wir wechselten zu dritt noch einige belanglose Redensarten, freilich die Erinnerung an frühere Begegnungen auf, was zum Teil mit einem gewissen Augenwinkeln verbunden war, dann kam die Straßenbahn, auf welche die Hünenbrüder gewartet hatten. Wir verabschiedeten uns, und in der letzten Sekunde, nach den verschwundenen Minuten leichter Konversation, sagte der Pflanze noch schnell, so nebenbei im Ton einer banalen Alltagsphrasen: „Jetzt sehen wir uns nicht mehr, morgen früh fahre ich ab, wieder hinab nach Wien.“ Er lachte noch einmal. Sein von der Tropenfonne rotgebranntes Gesicht glänzte, noch einmal sah ich seine Augen funkeln, dann war er fort, und mir bleibt nichts übrig, als einen Nachruf zu schreiben, einen Nachruf auf eine ungenüßliche Gestalt, die in der Menge aufsteht, wie ein roter Feuerfelsen am schwarzen Nachfirmament.

Ich habe ihn nur selten gesehen, gelegentlich, immer aus Zufall, denn er war kein Mann, der Verabredungen einging. Dazu hatte er keine Zeit. Er lebte hier nur für den Augenblick. Er war oben auf Bergen, er ließ sich treiben, von einer Freude zur anderen Unterhaltung, denn dazu war er ja schließlich nach Europa heimgekommen.

Dieser Pflanze war einer der originellen Passanten, die man auf der Straße sieht. Er wirkte produktiv, ohne etwas zu tun, ohne es zu wissen.

Seine Erscheinung regte die Phantasie an. Riesen harrt man immer nach, aber um diesen fast zwei Meter großen und starken Mann war immer noch etwas anderes herum, das auch auf denjenigen Beschauer wirkte, der nicht wußte, daß der Mann ein Pflanze war. Eigentlich sah er viel mehr wie ein Kapitän aus, wie ein Kap-

tan auf Landurlaub. Trotzdem er keine fertigen Konfektionsanläge trug, was er für die kurze Ferienzeit wohl hätte tun können, sah seine Mahanzüge nie ganz richtig, es war, als wäre sich der Körper gegen die Etikette der fehländlichen Zivilisation. Der elegante Hühner wirkte fast leicht grotesk auf diesem mächtigen, von den Winden aller Kontinente umwehten Schädel. Auf dem sommerbrannten, indolanerrotten, großhühen Gesicht glänzte ewig das Schimmeln einer fernem Weltzeit. Ueberwach haben die großen, harten, ans Spähen in gefährliche Nacht gewohnten Augen in die friedsfertige Straße der Heimatstadt. Wie auf ein kindliches Spiel, das nie durch Dschungelgalle erzeritert wird. Aber der Pflanze fiel nicht nur auf durch seine Größe, seine Erscheinung, seine Gesichtshaut, seinen Kopf und sein etwas verlegen-joviales Benehmen — er fiel auch auf durch seinen Bart. Er hatte keinen Schnurrbart und auch keinen Vollbart — aber er hatte einen Spitzbart, einen schwarzen, dichten Spitzbart, der das Kinn verhärtete. Die Oberlippe war rasiert, nackt, rot. So ein Gesicht hatte man noch nicht gesehen; es wirkte exotisch, gewaltig, willkürlich, und doch war der große Mann die gutmütigste Natur, die man sich denken kann, wie alle Menschen, die am Meer, zwischen Fieren und Pflanze leben.

Wo er eigentlich keine Bestimmter hat, weiß ich nicht, er sprach nie darüber und ich zeigte mich nie neugierig. Man nannte ihn „den Pflanze“, und da er ganz danach ausah, irgendwo an der Südküste ein kleiner Herrscher zu sein, war kein zwingender Grund da. Ihn auszuforschen, zumal er ganz erfüllt war von den Dingen der Heimatstadt, die für ihn, den Urlauber, seine Freunde waren.

Er war mehr als ein Urlauber, dieser Pflanze, mehr als ein selbstamer Passant der Straße zwischen der Alltagsmenge, er war das Symbol des Deutschen, den es in der Jugend in die Ferne zieht, zu allen Grenzen, Ländern und Meeren — hin bis zum Rande der Erde, und den es als reifen, ausgewachsenen Mann immer wieder zurücktreibt nach Deutschland, in die Heimat. Fern- und Heimweh in einer Seele. Zweimal ist er schon zurückgekommen und wieder fortgefahren; in einigen Jahren wird man ihn wiedersehen — ein fliegender Holländer, den das Blut hin- und herreibt zwischen Ferne und Heimat. Viele sind da, die sich jetzt schon auf sein Wiederkommen freuen.



In den Bergen liegt noch Schnee  
Originalscherenschnitt: E. von Dittmar

Was soll unsere Tochter werden?

Abendliches Gespräch um Kindergärtnerin und Jugendleiterin

Frau Weber kam mit den Töchtern vom Einkauf zurück. Kaum hatte sie die Tür aufgeschlossen, da strömten die beiden auch schon lachend durch die Wohnung...

Hilfswerk „Mutter und Kind“ und bei den Kursen des Mütterdienstes. Auch der Führerinnen-Nachwuchs beim Arbeitsdienst wird gerne aus den Reihen der Kindergärtnerinnen genommen.

Der Gemüsegarten im Jahreslauf

RECHTZEITIGE ÜBERLEGUNG ERSPART VIEL AERGER

Unsern Gemüsegarten teilen wir so einfach wie möglich ein und legen die Wege so an, daß wir schnell und bequem zum Gießen, Hacken und Ernten an unsere Beete gelangen können.

meistregelmäßigen Kindergärten, Horten und Kinderheimen oder zur Lehrerin im Mütterdienst oder an Frauenschulen ausbilden.

Der „grüne“ Donnerstag

Lange Zeit wollte man für die Bezeichnung „Gründonnerstag“ eine Erklärung ausfinden, die mit dem tatsächlichen Ursprung dieses Namens gar nichts zu tun hat.



ganz kleinen Gemüseärten, der nur einige Beete aufweist, pflanzen wir vielleicht fünf bis sechs Tomatenpflanzen, ein Beet Salat, eine Reihe Petersilie, zwei Beete Bohnen, ein Beet Möhren, ein Beet Gurken...

Was blieb nun übrig von dieser unbestimmten Erinnerung an einstige Lebensregeln? In vielen deutschen Gauen das traditionelle Grüneisen am Gründonnerstag.

In vielen Gegenden ist es üblich, in den Tagen vor Ostern den Kühen den ersten frischen Mist ins Futter zu mischen und dann die Osterkerze als besonders gut und kräftig zu rühnen.

Auf das gemütsliche Abendständchen, nachdem die milde Stunde zum Schlaf gebracht war, freute Elise sich den ganzen Tag über. Während Herr Weber dann ganz und gar hinter seiner Zeitung verschwand, saßen auch die Hausfrau und Elise noch mit irgendeiner Nadelarbeit im warmen Kreis unter der Decke...

Wir vermeiden also z. B. Kohlrabi auf Beete zu pflanzen, auf denen im vorigen Jahre Kohl stand oder Möhren nach Schwarzwurzeln zu ziehen, dann aber dort, wo wir Kohl hatten, Schwarzwurzeln, also Möhren, Petersilienwurzel, Rote Rüben, Mettisch, Radies usw. an.

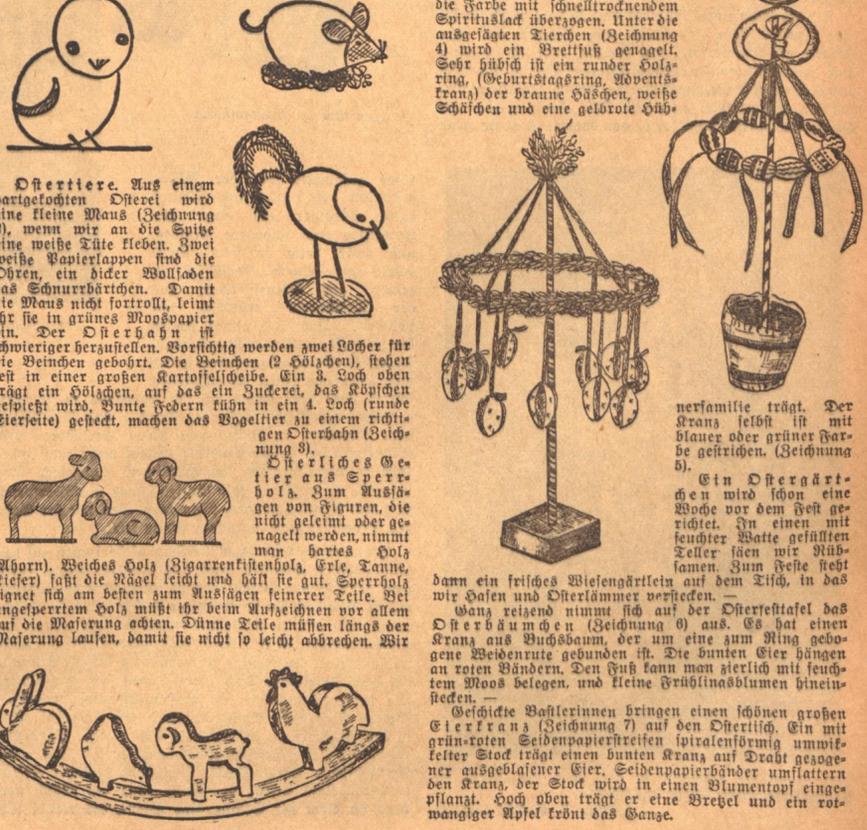
Adeline Berg.

Wir helfen dem Osterhasen

Kleine Basteleien für den Ostertisch — Text und Zeichnungen von Luise Heinemann

Sehr lustig sind Osterküken aus kleinen Apfelsinen (Zeichnung 1). Ein Streichholz verbindet beide Früchte. Im Kopf sind zwei Nadeln aus Korntönen. Zwei rote Pappstücken werden als Schnabel in einem Querschnitt unter die Schale gesteckt.

fügen mit der Laubfuge. Je weicher das Holz, um so fetter muß die Säge sein. Bei diesem Holz wird ein Stück Bandsäge in den Sägebogen eingepaßt. Beachtet die Sägeblatt so einspannen, daß die Zähne abwärts stehen.



Ein Bilderbuch vom Osterhasen

Von Hannelore Schachenmeier

Liebe Peter! Der Has soll also zu seinen fleißigen Gaben in diesem Jahr deinem Peter noch ein Bilderbuch bringen, damit, meinst du, Herz und Gemüt nicht immer zu kurz kommen. Und nun möchtest du von mir wissen, was für ein Buch du für Peter kaufen sollst.

wird unruhig vertan — damit du etwas nützliches Ostererkerken kennst. Dieser soll der Hase etwas kleiner sein, meine ich. Nun möchtest du wissen, was das Bilderbuch aussehen soll? Das Buch soll dem Peter etwas sagen, darum muß es in seiner Sprache zu ihm sprechen, nicht nur mit den Worten, sondern auch durch die Bilder.

Der Inhalt muß der Vorstellungswelt des Kindes entsprechen und darf nicht über den Grad seiner Reife hinausgehen. Er soll natürlich und lebendig sein, die kindliche Wirkbegeisterung fördern und zugleich die Phantasie anregen.

Mit herlichsten Ostergrüßen für euch alle Deine Hanna.

nersfamilie trägt. Der Kranz selbst ist mit blauem oder grüner Farbe gefirnissen. (Zeichnung 5). Ein Osterkästchen wird schon eine Woche vor dem Fest gerichtet. In einen mit feuchter Wolle gefüllten Teller läßt man Nadeln stecken. Zum Feste steht dann ein frisches Wiesengärtlein auf dem Tisch, in das wir Hasen und Osterlamm verdecken.

Künstlerporträts vom Badischen Staatstheater

# Die Dichtung im Rampenlicht

Von Günther Röhrdanz

## LOLA ERVIG

Von München nach Leipzig

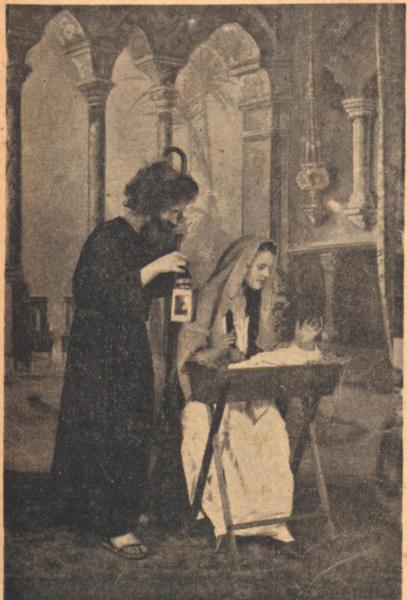
In der nächsten Verwandtschaft von Lola Ervig gab es eigentlich niemanden, der eine Neigung zum Theater verspürt hätte, wenn wir nicht ihren Onkel Holzpauer hier besonders hervorheben wollen. Er war ein tüchtiger, umsichtiger Mann, der manche Bauerntheatertruppen durch das bayerische Land leitete. Die in München geborene Nichte zeigte aber schon recht früh eine Neigung zum Theaterspielen. Bei den Theateraufführungen der Kinder im Elternhaus, in denen meist von ihr selbst verfasste



Lola Ervig (Aufn.: E. Bauer, Karlsruhe)

Stücke gespielt wurden, wußte sie immer ganz geschickt sich selbst für die Hauptrollen einzusetzen, während sich die Schwester mit den mehr untergeordneten Personen begnügen mußte. Der kleinere Bruder aber war meist das selbstverständliche in jedem Märchenstück oder „modernen“ Stück in Erscheinung tretende geraubte Kind. Wenigstens schien der kleine Kerl durch diese „Rollen“ so stark in Anspruch genommen, daß die Kinderfrau eines Tages ihr Veto einlegte und wegen der Gefahr für die Nerven des kleinen Darstellers weiteres Einsetzen seiner an und für sich natürlich unerfesslichen Kraft kurzerhand verbot.

Als die Eltern von München nach Leipzig zogen, nahm ihre Tochter Lola ihre Liebe zum Theater und ihre Freude am Theaterpiel mit dorthin. Hier ist sie dann auch zum erstenmal in einer Schüleraufführung öffentlich aufgetreten. Da Weihnachten war, wurde damals natürlich ein Krippenspiel eingelegt. Lola Ervig spielte mit Erfolg die Maria. Der Joseph von damals ist heute zwar



Lola Ervig als Schülerin in der Rolle der Maria im Krippenspiel ihrer Schule in Leipzig. (Aufn.: B. Uhlisch, Leipzig)

nicht auf der Bühne tätig, lebt aber als erfolgreicher Gastwirt in Leipzig.

### Wie der Vater es sah

Bei diesen Schüleraufführungen sollte es für Lola Ervig nicht bleiben. Vielmehr wollte sie aus dem, was bis dahin Spiel gewesen war, Ernst machen, als sie die Schule in Leipzig verließ. Der Vater hört von der Absicht der Tochter, zum Theater zu gehen, und da er sich keine rechte Vorstellung von der Ausbildung eines Schauspielers machen konnte, fuhr er kurzerhand nach Berlin, um sich das doch mal anzusehen. Er kam wieder heim und erzählte: „Ja, da hab' ich 'ne Stunde zugehoben, wie ein Mädchen am Boden lag, sich die Haare raufte und defamierte. Wenn dir das Spaß macht, dann meinetwegen.“ Der Vater hatte eine Stunde dramatischen Unterricht in Berlin an der Theaterhochschule des „Deutschen Theaters“ gesehen. Aus seiner Darstellung aber konnte die Tochter erkennen, daß er die ganze Geschichte etwas anders sah, wie sie, die das Leben auf der Bühne durch die rosarote Brille der noch jugendlichen Optimistin sah. Glücklich war die Tochter, als sie wirklich die Erlaubnis bekam, die Theaterhochschule in Berlin zu besuchen. Hier hat dann die erste ernste Arbeit für die Bühnenlaufbahn begonnen, die erfüllt war von Arbeitswillen, von Liebe zum Theater, von Energie und Freude an der Arbeit und von jener Aufgeschlossenheit und Aufnahmebereitschaft, die allein eine gute Theaterbegabung weiter fördern können.

### Bretter, die die Welt bedeuten

Das „Deutsche Theater“ in Brünn waren für Lola Ervig nach ihrer Ausbildungszeit zuerst die Bretter, die für die Anfängerin die Welt bedeuteten. Das eigentliche Theater in Brünn wurde damals von den Tschechen bespielt, während sich die deutsche Theatertruppe mit einem ausgebauten Saal der Fleischmarkthalle begnügen mußte. Zwischen den lieblichsten Dämonen, an die jeder Neuanfänger sich erst einmal gewöhnen mußte, wurde mutig Theater gespielt. Hier hat Lola Ervig mit Attila Hör-



In „Jan und die Schwindlerin“



In „Leicht bevölkt bis heiter“



In Cremers „Richelieu“ (Aufn.: Zircher (4))

biger zusammen auf der Bühne gestanden. In „Charlps Tante“ hatte Hörbiger als einer der Studenten eine besondere Einlage, und zwar hatte er seine Pfeifenstücke auf einem Kochlöffel zu zeigen, ein Glanzstückchen, das der Anfängerin erheblich imponierte. Und noch etwas sich in der Zukunft als kleiner Witz herausstellendes ist damals geschehen. Gleich nach einer der ersten Vorstellungen schrieb über Lola Ervig ein sich irgendwie zu Prophezeiungen verpflichtet fühlender Kritiker, daß ihre besondere Begabung in Rollen von Ibsen, Strindberg und Wedekind läge. Leider stand die spätere mehr zum unbedeutenden und weniger schwermütigen Salonschach hinneigende Entwicklung Lola Ervigs etwas in Widerspruch zu jenen Prophezeiungen. Man kann eben mit der Gabe des Propheten nicht vorsichtig genug sein.

Als aber Lola Ervig zum erstenmal dort oben auf den langersehnten Brettern stand und glücklich wieder unten war, hatte sie das Gefühl, daß sie nie wieder hinaufgehen würde. Und doch hat sie es immer wieder getan in Brünn ebenso, wie auch in Karlsbad, wohin sie nach Brünn engagiert wurde. In Karlsbad stand hauptsächlich die leichtere Muse als die richtige Unterhaltung für die Kurgäste auf dem Spielplan. Doch eines Tages kam der damals von jüdischer Bekanntheit als großer Schauspieler ausgezeichnete Alexander Moissi als Gast nach Karlsbad. Und in der Aufführung, in der Lola Ervig seine Partnerin zu spielen hatte, geschah etwas, was typisch ist für die Art jüdischen Theaterspiels, überhaupt jüdischer Effekthascherei. Zum Schluß der Aufführung lag Moissi sterbend im Arm des Helden, eine Szene, die erfüllt sein



Das Double in „Nina“, in der ersten Rolle im Badischen Staatstheater. (Aufn.: Bauer, Karlsruhe)

mußte von Ernst und Ergriffenheit. In dieser Stimmung war auch die junge Künstlerin. Plötzlich erklang aber neben ihr aus dem Munde des sein Leben aushauchenden Helden eindringlich geflüstert die Forderung: „Vorhang noch nicht ziehen! Vorhang noch nicht ziehen!“ Moissi kümmerte sich in diesem Augenblick um diese Außerlichkeiten um des Effektes willen. Erst als der Vorhang dann noch nicht gezogen wurde, war er beruhigt und farb.

### Ein großer Sprung

Von Karlsbad aus machte Lola Ervig einen weiten Sprung bis nach Stuttgart an das Schauspielhaus. Und hier hat sie mit Willi Reichert zusammen oft auf der Bühne gestanden. Bald darauf kam sie als jugendliche Salonbabe an das Landestheater nach Stuttgart. Und von hier aus ist sie das erste Mal mit Karlsruhe in Verbindung getreten. Damals sprach sie schon dem Intendanten vor, hatte aber keinen Erfolg, da das Fach der jugendlichen Salonbabe noch unbesetzt bleiben sollte. In Stuttgart aber wollte Lola Ervig nicht bleiben, weil sie nicht die Rollen bekam, die sie sich als junge aufwärts-



Als Agnes Sorel

strebende Künstlerin wünschte. Als sich daher die Möglichkeit bot, nach Würzburg zu gehen, ergriff sie diese Gelegenheit freudig. Von Würzburg kam sie dann noch an das „Intime Theater“, eine kleinere, heute nicht mehr existierende Bühne, die Kammerpielcharakter hatte. Hier aber traf sie der Ruf nach Karlsruhe. Der Intendant, der vor ein paar Jahren sie noch nicht hatte engagieren können, erinnerte sich noch an sie und holte sie nun doch in die Gauhauptstadt des Landes am Oberrhein. Und hier hatte Lola Ervig gleich die Gelegenheit, in einer Doppelrolle ihr Talent auf der Bühne zu entwickeln, und ihr erstes Auftreten wurde ein voller Erfolg. Sie spielte damals in dem Stück „Nina“ eine Filmdiva und ihr Doublet. Die Rolle, in der sie die Karlsruherin sicherlich heute noch in Erinnerung haben werden, war insofern sehr reizvoll, weil Lola Ervig hier einmal die große Dame, nämlich jene Filmdiva, und dann eine freche, un-erzogene, aber eingebildete Berliner Range zu spielen hatte.

Doch auf dieses ins komische gehende Fach blieb die Tätigkeit Lola Ervigs in Karlsruhe nicht beschränkt. Vielmehr fand sie auch in klassischen Rollen Gelegenheit, ihre Vielseitigkeit und Wandlungsfähigkeit zu beweisen. Sie spielte z. B. die Luise im „Prinz von Preußen“ und die Elisabeth in „Maria Stuart“. In den Kammerpielen hat Lola Ervig aber neue Möglichkeiten. In dem augenblicklich auf dem Spielplan der Kammerspiele angelegten „Nimé“ spielt Lola Ervig wieder eine der wichtigsten Rollen und es sollte niemand veräumen, sie sich auch in dieser Rolle anzusehen.

## Der neue Witz...

EIN BILDBERICHT MIT HUMOR



Aufn.: H. Speck, Karlsruhe

Ein Karlsruher schreibt uns:

# Kasperltheater im Urwald

Ein deutsches Spiel fern der Heimat — In Brasilien heißt Kasperl „Joao Minhoca“ — Von Gustav Faber

Als ich hörte, daß im Kinderhospital von Indianapolis ein Deutscher seine geliebtesten Figuren vorkühre, fuhr ich von Sao Paulo dorthin und erlebte, wie der altbekannte Kasperl in portugiesischer Sprache mit dem Zerkel und dessen Großmutter tritt und wie aus der Jugendzeit bekannte Szenen, in brasilianischer Mentalität überlegt, köstlich zur Schau getragen wurden.

„Seid ihr alle da?“ rief Kasperl auf Portugiesisch. Und der Chor der Kinder, die zwischen Wolfenklauen oder im Urwald aufgesperrt sind, entgegnete begeistert: „Sim, sim, sim!“ Das heißt auf Deutsch „Ja“ und beweist durch die frohe, herzhafte Art, mit der es dargebracht wurde, daß der alte, gute deutsche Kasperl noch lebt wie am ersten Tag, in Südamerika genau so wie in Kasperls deutscher Heimat. Und er besitzt hier fürwahr ein in gleicher Weise dankbares „Publikum“.

### Wie Kasperl Brasilianer wurde

Ulrich Reiche, der Sohn eines sächsischen Arztes, ist der Mann, der als einziger mit Spielfiguren durch Südamerika zieht und die Augen südamerikanischer Kinder aufleuchten läßt. Er ist überall bekannt, wo er bisher spielte, in Rio de Janeiro wie in Campinas in der Nähe des Amazonas wie am Rio Parana, in Uruguay wie in Chile und Argentinien. Vor vielen Jahren kam er, wie viele Deutsche, nach dem Kontinent der Zukunft und brachte neben einem Schuß Abenteuerlust auch gehörig Theaterblut mit. Da kam er eines Tages auf den Gedanken, in Zusammenarbeit mit einem Brasilianer, der sich einst auf der Reeperbahn in Hamburg durch Kasperlspiel begelien ließ, ein Kasperltheater zu gründen und mit diesem durch Steppen und Urwald, durch Hüfiter und große Städte zu ziehen und überallhin, wo Kinderherzen schlagen, Freude und Lachen zu bringen.

Kasperl erhielt den Namen „Joao Minhoca“, das bedeutet „Hans Regenwurm“, und verarmelte Kindergemeinden um sich auf öffentlichen Plätzen, in Hospitälern, Fingeldheimen und bisweilen auch in Kindergefängnissen. Es gelang ihm oft, die finsternen, harten Zinnen in den Kindergefängnissen für eine Weile verschwinden zu lassen.

Auch vor blinden Kindern spielte er. Wenn sich der Vorhang dann schon längst gelichtet hatte, waren jenseits noch mehrere Dutzend erloschener Kinderangehen auf jenen Quadraträume gerichtet, wo Kasperl seine lustigen Streiche vollführt hatte...

### Kasperl spricht Portugiesisch

Das Portugiesisch, das Kasperl und seine Genossen in dem kleinen Theater sprechen,

weist allerdings recht deutlich deutschen, manchmal sogar sächsischen Anklang auf. Das dürfte nicht nur sinnbildlich sein, weil der Theaterdirektor aus Deutschland kam. Auch die Figur des Kasperl selbst stammt in der Form, in der wir ihn kennen, aus Deutschland; seine Geburtsstunde schlug in Wien, wo in früherer Zeit ja oft der große Hanswurst auf dem Barocktheater erschienen ist, bis ihn das Kopfschmerz von dort vertreiben mußte. Im Jahre 1784 trat zum erstenmal Kasperl an Stelle des Hanswursts im Leopoldstädter Theater, dieser Pflanzstätte deutschen Volkshumors, auf und fand dann bald darauf seinen Weg in die Kindertheater. Eine Blütezeit erlebte er in München, wo der begabte Graf Pucci noch heute lebendige Stücke für die Kasperlbühne schuf. Und nun herrscht der kleine Held mit dem bunten Rock und der zweifarbigem Mütze auch am Rio de la Plata und in der Nähe des Zuckerrübes, mit ihm ist ein gutes Stück alter deutscher Sagenwelt und somit deutschen Volkstums in etwas ver-

wandeltem Kleide weit über das Meer gedrungen und gibt der nach Tausenden zählenden Kindertheater sehr viel, oft sogar ganz Entscheidendes.

### „O Kasperl da Alemanha“

Ulrich Reiche hat sich mit der Zeit eine ganze Reihe von Figuren aus dem deutschen Märchen selbst geschneidert, darunter auch amerikanische Modegesichter wie Shirley Temple und die beiden Komiker „Dad und Doo“, die er immer in rechten Augenblick unter dem Kaschirm der kleinen Zuschauer einzulegen weiß. „Man lernt viel von den Kindern hin“, laut Reiche zu mir, „sie bringen einen durch Kurze während der Improvisation oft auf neue Einfälle. Nicht selten erhält die Handlung durch die Antworten der Kinder eine völlige andere Richtung. Glauben Sie mir, man wird gerade hier in Südamerika ein guter Kinderpsychologe!“

Reiche, der Puppenpieler, lernte auf seinen Fahrten ein gutes Stück Welt kennen,

die Abenteuer, die er dabei im weiten Südamerika erlebte, könnten Bücher füllen; stets blieb er der rechte Theatermann, der nur mit einem Koffer und den geliebten Puppen reiste. Das Theater wurde an jedem Spielort mittels Brettern stets von neuem errichtet. Kasperl spielte vor Menschen, die ihm nicht genug Dankbarkeit erweisen konnten, er spielte aber auch in reichen Säulern, wo seine Spielerei mit der Stoppuhr gemessen und darnach „bezahlt“ wurde. Da er inzwischen auch vor vielen deutschen Kindern Südamerikas in seiner ursprünglichen Gestalt gespielt hatte, geschah es hier und da auch bei brasilianischen Zuhörern, daß die Kinder, als „Joao Minhoca“ erschien, laut riefen: „Joao, nos queremos o Kasperl! O Kasperl da Alemanha! Den deutschen Kasperl!“ Da freute sich der Puppenpieler sehr, daß er auch mit-helfen konnte, daß sich große Kinder in ihrer tiefsten Seele verstehen lernten.

So zieht denn Kasperl mit seinen Genossen, die nicht aus Buchenholz, sondern aus Fibra und Leder sind, alljährlich weiter; Kasperl selbst hat bereits ein großes Stück seiner Reise einzuzeichnen müssen. Trotz dieses Liebels und trotz seiner paar Kummern, die er anhat, weiß er, daß er, der deutsche Kasperl, draußen in der Fremde noch sehr viel zu geben hat und daß er durch sein ausgelassenes Spiel immer auch ein Stück Lebenswahrheit herbeibringt. Vielleicht werde ich ihn wiedersehen in Santiago, im Interior Brasiliens oder in Punta Arenas, der südlichsten Stadt der Welt.

# Schach

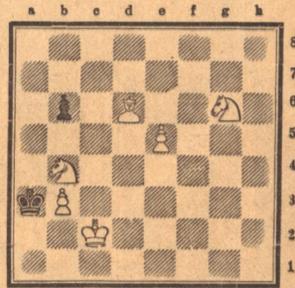
Leitung: Badischer Schachverband. Theo Weißinger, Durlach. Folge 14 2. April

### Aus dem Leserkreis

Als an dieser Stelle vor einiger Zeit die Definition des Indischen Problems gegeben wurde, glaubte ich nicht, daß diese Ausführungen bei den Lesern auf so fruchtbaren Boden fallen würden. Nicht nur, daß alle erscheinenden Probleme von den Lesern auf Herz und Nieren geprüft werden, ob es auch wirkliche „Ander“ sind, was aus verschiedenen Aufschriften hervorgeht, sondern, manche Leser haben auch selbst versucht, die Indische Idee zur Darstellung zu bringen. Von den eingehenden Aufgaben hat mir die folgende auch gefallen, wenn auch dieses Thema (Verteilung des Königs durch Springer) schon oft dargestellt worden ist:

### Aufgabe Nr. 14

von Hauptlehrer Karl Ernst, Michelbach-Urdrud



Matt in 3 Zügen.

### Wer hat richtig gelöst?

Lösung der Aufgabe Nr. 6 (Folge 5) von Minnier: (B): Kc1-Ta5, f8-Sz2, Bg2, b4; c6; Kd5, c8, Dreiflügel, 1.0-0-0 (König Rochade: Kc1, Td1) c3-c2 2. Td1-b6 Kd5-b4 3. Td6-a6 matt. 1. Sd4? Kd2! Kein Matt!

Lösung der Aufgabe Nr. 7 (Folge 6) von Minnier: (B): Kc2-Ta5, b1-Sz3, Bg6, f4, g2, g5; c6; Kf1-Sg1, Bc6, e8, f5, g3, g6, h2. Vier-flügel.

1. Ta5-a1 c6-c5 2. Rf8-a8, c5-c4 3. Td1-b7 Kd1-g2 4. Td7-g7 matt.

Zu Nr. 6: Prof. Dichter, Dffenburg. Zu Aufg. 7: C. Großgarten, Robert Fildler, Joh. Fiedler, L. Knoll, Georg Hoffmann, Erwin Habicht, Franz Wenk, Karlsruhe; Fr. Stein, Wöflingen; A. Dollinger, Dürmersheim; Kurt Jimmel, Baden-Baden.

Zu beiden Aufgaben: Dr. Dachs, Richard Perch, Siegfried Gieren, Oskar Rutherford, Emil Süpke, Willi Weiler, Karlsruhe; Karl Ernst, Michelbach bei Raibitz; K. Müller, Lögberg.

### Partien aus Leserkreisen

Auch Partien werden aus Leserkreisen eingekauft, die natürlich nicht mit den Weichpartien verglichen werden dürfen. Aber warum soll man nicht auch diese einmal unsern Lesern zeigen, da ja nicht alle unsere Leser Meister oder gar Großmeister sind? Wir können auch aus den Fehlern der anderen lernen und können sie so vermeiden.

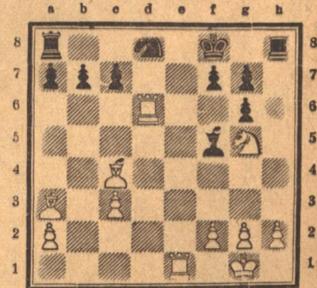
Die folgenden beiden Kurzpartien zeigen, wie der aus unserer Leserkreise bekannte Baden-Badener die Fehler seines Gegners schön ausnützt.

Sie wurden im Turnier der Baden-Badener Schachgesellschaft gespielt.

### Nordisches Gambit

Weiß: Kurt Jimmel Schwarz: H. Herrmann

- 1. e2-e4 e7-e5 10. Sg1-f3 Sd8-c6
2. d2-d4 e5:d4 11. Tf1-c4 Sg8-g6
3. c2-c3 d4:c3 12. Tc1-a5 Sd6-f5
4. Sd1:c3 Sg8-b4 13. 0-0 b7-b6
5. Td1-b4 Sd4:c3 14. e5:d6 Sf5:d6
6. Sd2:c3 Sd8-f6 15. Td1-e1+ Kd8-f8
7. e4-e5 Df8-b6 16. Sf8-g5 Sc6-b5
8. Dd4-g4 Dd6-g6 17. Td1-b1 Sc8-f5??
9. Dg4:g6 S7:g6 18. Td1:d6!!
Schwarz gibt auf. Schlußstellung:



### Albins Gegengambit

Weiß: F. Coepicus Schwarz: Kurt Jimmel

- 1. d2-d4 d7-d5 12. Td4-c3 Tc8-d8
2. e2-c4 e7-e5 13. Td1-e1 Sc6-d4+
3. d4:e5 d5-d4 14. Sc3:d4 Dd4:d4
4. e2:e3?? Sg8-b4+ 15. Sd1-c3 Dd4-d6+
5. Tc1-b2 d4:e3 16. Sd5-a3 a7-a5
6. Sd2:b4? e8:f2+ 17. b2-b3 Dd6-c5+
7. Kc1-e2 f2:g1 S+ 18. Kd1-b2 Sc8:e7
8. Kc2-e1 Dd8-f4+ 19. Td1-d1 0-0
9. Kd1-d2 Dd4-f4+ 20. Sc3-d5 Sc7:d5
10. Sd2-c2 Sc8-f5+ 21. c4:b5 Td8:d5
11. Kc2-b3 Sc8-c6 22. Td1:d5 Dc5:d5
Weiß gibt auf.

# Zum LACHEN und RATEN

### Unverhättnis Eingeftändnis

Welche Zigaretten bevorzugen Sie, Bod? „Fremde Zigaretten.“ „Englische? Amerikanische?“ „Rein. Fremde. Die fremder Leute.“

### Stoßfeuer

Paul und Pauline sahen in der Eisenbahn. Der Zug fuhr durch einen langen Tunnel. Paul sagte: „Der Tunnel muß ein Hebdengel gefostet haben!“ Pauline seufzte: „Wegen dir Kaulpels hätten sie ihn nicht bauen brauchen!“

### Trantes Heim

Fummels gehen nie aus. Fummels sitzen Abend für Abend dabei. „Ni das nicht oft sehr langweilig für Sie, Frau Fummel?“ „Frau Fummel lächelte sanft: „O nein — wir sitzen am Tisch, mein Mann trinkt seine vier Flaschen Bier und ich darf bei jedem Glas „Prost!“ zu ihm sagen.“

### Die Heberfassung

„Was ist aus Ihrem Sohn geworden, Mutter?“ „Ningrichter.“ „Was? Und dabei sah er aus, als ob er nicht bis drei zählen konnte!“

### Begabung in der Dämmerung

In der Dämmerung schritten zwei aneinander vorbei. „Guten Tag, Herr Meier!“ „Aber Herr Meier, ich bin doch Herr Müller!“ „Verzeihen, Herr Müller, ich bin doch Herr Krauß!“

### Die große Hilfe

Pilo ist seit sechs Wochen verheiratet. Pilo ging in die Küche. „Kann ich Ihnen etwas helfen, Minna?“ Die alte Köchin schüttelte den Kopf: „Heute nicht, junge Frau! Heute habe ich viel zu tun.“

### Bilderrätsel



Fackl: Mann, Kellerei gedabt? Hafe: Der Grünrad hat mir eins aufgebracht, — na, der kann diesmal lange auf Dreier warten!

### Karree-Rästel

#### Bedeutung der Wörter

- 1. Drama von Webekind, 2. Frühlingsblume, 3. Frühlingsfest, 4. Biertrauch, 5. Bergmannsgrub, 6. Verantworfungsvoher Beruf an Meeresküsten, 7. Riviera-Kurort, 8. Zeitgenössischer Dichter, 9. Heilverfahren f. Stieberfranke.

Jede Zahl entspricht einem Buchstaben, der in das mit gleicher Zahl bezeichnete Bierck einzutragen ist. Einde alle Buchen durch Buchstaben ersetzt, ergeben 1-80, fortlaufend gelesen, ein Zitat aus Goethes Faust I.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27	28	29	30
31	32	33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48	49	50
51	52	53	54	55	56	57	58	59	60
61	62	63	64	65	66	67	68	69	70
71	72	73	74	75	76	77	78	79	80

### Schlüsselwörter:

- 1) 15 9 9 13 5 1 10 7 21 6 20 34 4 25 50 11 17
2) 14 42 9 28 29 23 35 21 44 33
3) 57 48 12 33 47 16 49 59 32
4) 20 14 5 27 65 46 22 55 19
5) 58 23 24 49 26 30 18 15

### Spiel mit Streichhölzern

Fünfzehn Streichhölzchen sind so zu verlegen, daß am Ende nur 5 Häufchen zu je 3 Hölzchen daliegen. Jedes Hölzchen darf nicht mehr und nicht weniger als 3 Hölzchen überhängen und von 2 oder 3 in ein Häufchen gereihten Hölzchen darf keins mehr hängen. Wie ist das anzufangen.

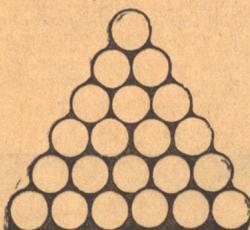


### Wer hat richtig erraten?

Verichtigung: In dem Karlsruher Kreuzworträstel muß es statt 13, immer 19. Jahrhundert heißen.

Karlsruher Kreuzworträstel, Raagericht: 1. Dumm, 3. Rehm, 5. Biederstele, 7. Ruf, 8. Amittschule, 9. See, 10. Bietronk, 14. Goll, 15. Nehr. — Senftratt: 1. Dill, 2. Weid, 3. Koba, 4. Baum, 5. Neuber, 10. Sana, 11. Doll, 12. Raff, 13. Herr. Silberrästel: 1. Orkan, 2. Panlare, 3. Zantatus, 4. Zimani, 5. Sardinie, 6. Zurgelch, 7. Damastis, 8. Obereiche, 9. Richard, 10. Ritter, 11. Wpeltin, 12. Restorant, 13. Raus, 14. Zeit, 15. Eite, 16. Regenbogen, 17. Rier, 18. Schinaburg. — Ort ist der Name der Schmeißer des Weisen. — Taufstüffel: a) Bier, Stern, Wein, Kabe, Weid, Weig, Zanne, Zume, Vinde, Zelle, Darm, Satz, b) Aler, Zlein, Weil, Kube, Weim, Wis, Zante, Wurm, Zende, Zelle, Palm, Herz. — Eite mit Weile.

### Pyramide



- 1. Ring: Konsonant, 2. Ringreihe: Sinnwelles Wort, 3. Schicksal, 4. Behälter, 5. Kreuzverrichtung, 6. Ruder. Von der Spitze beginnend ist jedes weitere Wort durch Hinzufügung eines neuen Buchstaben unter beibehaltung der anderen Buchstaben zu bilden.

### Zahlenrästel

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15
5 6 8 2 auf Buchstaben
1 6 8 1 4 Frauengestalt d. Odussees
5 4 2 8 5 männlicher Vorname.

schlechtig doch, auf Grund des Postregalgesetzes von 1894, das die bestehenden Postwertzeichen schlichte, Fournier vor das Bundespostamt zu stellen. Das Postdepartement schloß sich jedoch der Auffassung der Bundesanwaltschaft an, die Angelegenheit auf sich beziehen zu lassen, bis entweder bewiesen sei, daß die Regalrechte von Weltpostvereins-Staaten verletzt wurden, oder bis durch eine Gesetzesänderung auch die Nachahmungen ihrer nicht mehr umlaufenden, aber noch nicht für ungültig erklärten Postmarken bestraft werde. Damit kam die Angelegenheit, die die erfahrenen Sammler der ganzen Welt eifrig verfolgt hatten — zur Ruhe.

Infolge einer Mitteilung der schwedischen Postverwaltung, daß neue Fournier-Nachahmungen in Schweden als echt zur Frankierung benutzt worden seien, sowie gestützt auf ein zweites Gutachten Prof. Zirkers forderte die Bundesanwaltschaft im Mai 1911 ein neues Strafverfahren gegen Fournier. Nun stellte sich jedoch plötzlich heraus, daß die fraglichen schwedischen Marken weder von Fournier selbst noch auf seine Veranlassung hergestellt, sondern in Italien gedruckt, ihm von einem gewissen Neri in Florenz verkauft und als Nachahmungen in den Handel gebracht worden waren. Zur strafrechtlichen Verfolgung hätte nachgewiesen werden müssen, daß Fournier Nachahmungen gültiger Marken in betrügerischer Absicht verkauft, da aber die Untersuchung hierfür keine Anhaltspunkte erbracht hatte, wurde auf die Uebervorfung Fourniers an den Strafrichter verzichtet, und die Postfalle hatte noch die nicht geringen Kosten zu tragen. Immerhin wurden wenigstens

die bei Fournier vorgefundenen schwedischen Nachahmungen beschlagnahmt und der schwedischen Postbehörde überliefert.

Was somit den amtlichen Stellen nicht gelungen war — weil die Marken des schweizerischen Gehebes groß waren, Schwindler wie Fournier, durchschlüpfen zu lassen — gelang schließlich aber den Markenamtlern: Als 1927 Fourniers Nachfolger Hirschburger gestorben war, machte bekanntlich die Union philatellique in Genf der Fälschungsfabrikation dadurch ein Ende, daß sie das gesamte Material an Druckstöcken usw. im Konturs a u f k a u f t e, womit der genannte Sammlerverein sich ein unvergängliches Verdienst um die ehrliche Philatelie erworb. Letztgenanntes nach Artikel 81 des neuen Weltpostvertrages von Kairo, der am 1. Januar 1935 in Kraft trat, legt die Vereinsländer verpflichtet, auch die bloße Nachahmung von Postwertzeichen und Antwortstempeln zu bestrafen.

Viele von diesen sogenannten „Nachahmungen“ befinden sich noch heute in den Sammlungen unserer Freunde, weil eine ganze Reihe der Fälschungen zum Teil so vorzüglich — nachgeahmt wurden, daß der Nichtkennner echt und falsch schwer auseinanderhalten kann, falls ihm Vergleichsmaterial fehlt. Wenn auch die Fälschungen in der Gesamtheit eritreischer Weiße zurückgelassen sind, weil der Sammler, auch der kleine Sammler von heute, philatellisch viel besser geschult ist, tauchen immer wieder von Zeit zu Zeit neue Fälschungen auf, die jedoch sehr rasch erkannt werden und durch die gesteigerte Fälschungsabwehr zur Strecke gebracht werden.

Gustav Sebelitz

# BRIEFMARKEN-ECKE

## Zur Geschichte der Fournier-Fälschungen

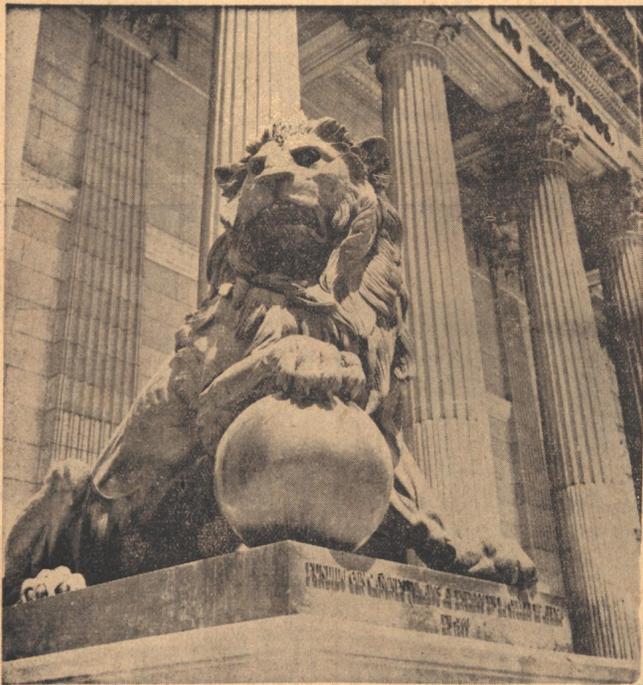
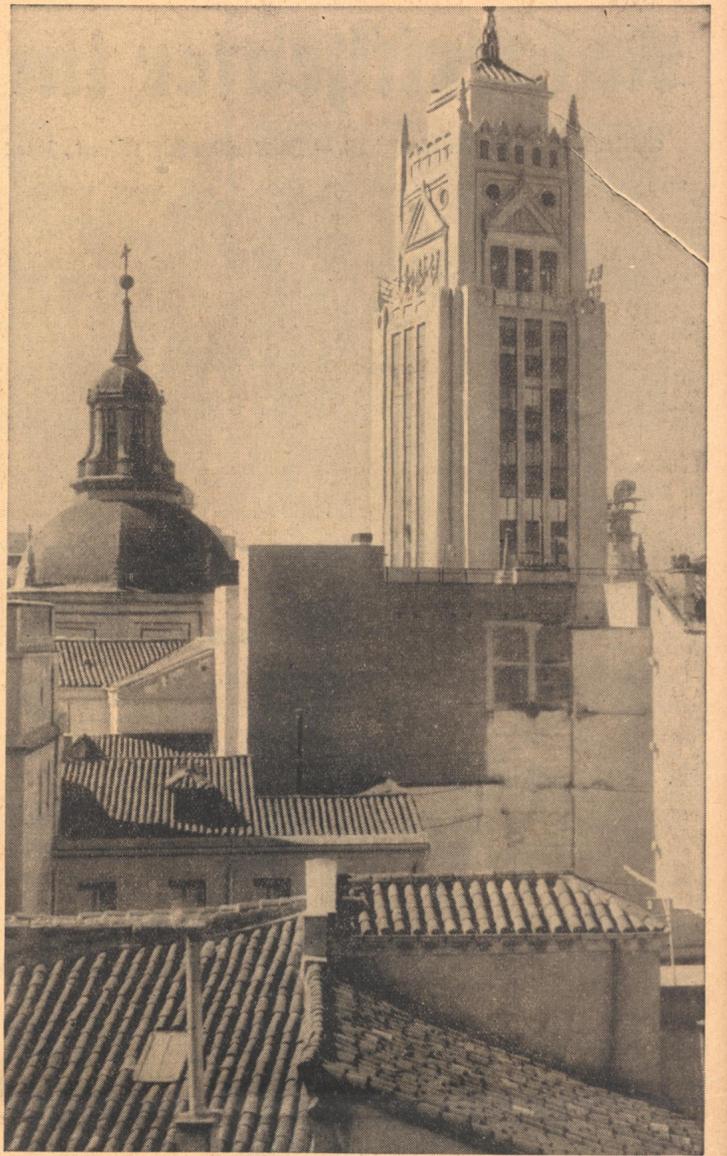
Hatten wir in einem früheren Artikel „Kampf gegen Fälschungen“ einen allgemeinen Überblick über dieses gefährliche Gebiet gegeben, so wollen wir heute einen der gefährlichsten Fabrikanten gefälschter Briefmarken, den verstorbenen Genfer F. Fournier unter die Lupe nehmen. Es gibt ein fast unerschöpfbares Material über den Kampf der verschiedenen Postverwaltungen, insbesondere der schweizerischen, gegen diesen Schädling. Sehr wichtige Aufschlüsse hat der Abteilungschef bei der Generaldirektion der Schweizer Post, Dr. J. Wüster, den Sammlern gegeben.

In seinen Ausführungen, die sich in erster Linie mit dem rechtlichen Charakter der Postwertzeichen und der Wertzeichenfälschungen beschäftigen, bedauert Dr. J. Wüster, daß nach schweizerischer Gesetzgebung die bloße, ohne betrügerische Absicht erfolgte Nachahmung ausländischer Wertzeichen nicht ausdrücklich strafbar ist, was ja vor allem auch von den Philatelisten beklagt wird. Dieser Mangel machte sich besonders bei der Fabrikation nachgeahmter Marken geltend, Fourniers Erzeugnisse waren juristisch betrachtet keine eigentlichen Fälschungen, sondern Nachahmungen. Der Genannte selbst, sein Vorgänger und seit 1917 seine Nachfolger und früheren Mit-

arbeiter ahmten u. a. auch ausländische gültige, aber nicht mehr umlaufende Postwertzeichen nach, die mit ebenfalls nachgeahmten Stempeln entwertet wurden. Diese Erzeugnisse verkauften sie als Nachahmungen, ohne sie aber stets als solche zu kennzeichnen. Die Erzieher verkauften dann die meist sehr gut gelungenen Nachahmungen häufig als echte Marken.

Als zahlreiche Postverwaltungen, z. B. von Frankreich, Belgien, Holland, Schweden, Transvaal, den Vereinigten Staaten usw., wegen Nachahmungen gültiger Postwertzeichen ihrer Länder auf Grund des Weltpostvertrages sich beschwert und um Abhilfe ersucht hatten, veranlaßte endlich 1909 die Bundesanwaltschaft bei den Genfer Gerichten eine Strafuntersuchung, die aber wieder eingestellt wurde. Bei der Prüfung neuer Beschwerden stellte sich die Bundesanwaltschaft auf den Standpunkt, die geltenden Gesetze böten keine ausreichende Handhabe für eine Verfolgung, da nicht erwiesen sei, daß ausländischen Postverwaltungen durch Nachahmung älterer, noch gültiger, aber nicht mehr umlaufender Marken geschädigt seien.

Im Herbst 1910 beantragte die Postverwaltung — unter Berufung auf ein Rechtsgutachten von Prof. Zirkler — beim Bundesrat



Wie jede große Stadt hat auch die Hauptstadt Spaniens, die durch den heldenhaften Einsatz der Truppen Francos jetzt wieder in nationalspanischen Besitz überging, ihre Wahrzeichen, die der Stadt ihren typischen Charakter verleihen. Um unseren Lesern das Gesicht dieser spanischen Großstadt zu zeigen, haben wir eine Reihe von Bildern zusammengestellt, die solche Wahrzeichen von Madrid sind. Majestätisch ragt östlich von Manzanares auf einer Höhe weithin sichtbar der sechsstöckige Königspalast, der das Tal nach allen Richtungen hin beherrscht. Als mächtige Symbole der einstigen spanischen Weltmachtstellung ragen vor dem spanischen Parlament zwei erzene Löwen und bewachen den Eingang zur Casa de los Diputados. Unser Bild unten zeigt das neue spanische Wappen, das sich Nationalspanien als Staatswappen geschaffen hat. Oben sehen unsere Leser den Turm des Madrider Senders, über den lange die rotspanischen Horden ihre Sowjetpropaganda in die Welt schrien, der jetzt aber wieder in der Hand der Regierung Francos ist. In dem unteren Bild sehen wir Madrid aus der Vogelschau. Auf dem halbovalen Platz liegt in der Mitte die Puerta del Sol. An diesem Platz liegt auch das ehemalige Ministerium des Innern und das Finanzministerium. In der rechten Hälfte des Bildes verläßt nach unten hin die berühmte Alcala-Straße den Platz.



Aufnahmen: Pressefoto (2), Hoffmann (1), Seiler (1)